

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Feil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften. jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhardt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(12. Fortsetzung.)

Auch im Geroldschen Hause jubelte man nicht über Annies Verlobung. Was hatte man sich früher für Gedanken darüber gemacht, wen „das Vögelschen“ sich zum Gatten aussuchen würde! Wie er aussehen — was er sein — wie er sein würde — wie alles kommen müßte — und wie wundervoll es sein sollte, wieder einmal einen „Herrn“ ins Haus zu bekommen — natürlich einen so gütigen, liebevollen und klugen, wie des Vögelschens Vater gewesen war — und wie sie dann alle zusammen die Kleine verwöhnen und lieben und untereinander so recht, recht glücklich sein wollten!

So hatten Agathe und Lamprecht, die ja fast schon zur Familie zählten, gedacht — und ähnlich hatte auch Thekla empfunden . . . nun war alles gekommen, reich und unerwartet — aber so ganz anders! Gegen den Bräutigam und seine Stellung und sein Aussehen war nichts einzuwenden — er war ja ein stattlicher, vornehmer Mann, ein berühmter Künstler, der sich schon ein schönes Vermögen erworben hatte und soviel Geld verdienen konnte, wie er nur wollte — aber von einer Zusammengehörigkeit, wie man sie bei Gerolds geträumt, von einem schönen, vertraulichen Verkehr war keine Rede . . . das ließ sich jetzt schon sagen, obgleich die Brautchaft eben erst angefangen hatte.

Nicht daß Professor Delmont unliebenswürdig gewesen wäre oder es an Höflichkeit hätte fehlen lassen! Er küßte beim Kommen und Gehen regelmäßig Thekla Gerolds Hand, versäumte nie, nach ihrem Befinden zu fragen, schob ihren Kollstuhl, wohin sie ihn zu haben wünschte, und brachte ihr eine herrliche große Photographie seines Gemäldes „Der Engel des Herrn“ — ein Geschenk, das seinen Eindruck nicht verfehlte. Thekla wurde nicht müde, das schöne Gesicht mit dem trauervollen Blick, der alles umfaßte und alles verzieh, anzusehen — es war auch jetzt noch von ergreifender Wirkung, trotzdem der Zauber der Farbe fehlte. Ein Verhältnis aber wie zwischen Bruder und Schwester — und so hatte Thekla mit dem einstigen

Gatten ihres „Kindes“ zu verkehren gehofft! — wollte sich nicht anbahnen und — das fühlte sie deutlich — würde sich auch nie gestalten, selbst wenn Jahre darüber hingingen. Für Agathe vollends und deren schüchterne Annäherungsversuche, ihre kleinen Erzählungen von ihrer verstorbenen Herrin und wie ähnlich ihr das Vögelschen

sehe, und wie sie — Agathe — beide „Kinder“, ihre Ellinor und ihre Annie, auf dem Arm getragen und gewartet — für all das hatte der Bräutigam nur ein zerstreutes Lächeln oder ein kurz abfertigen-des Wort, er beachtete auch den alten Lamprecht so gut wie gar nicht, der doch als ehemaliges Reitspferd und geduldiger Spielfamerad des Kindes ebenfalls Anspruch auf einige Rücksicht zu haben glaubte.

Für Delmont gab es nur ein einziges Wesen auf der ganzen Welt — Annie! Es gab nur ein Gefühl für ihn — seine Liebe zu ihr! In ihr ging er auf, in ihr lebte er, jedes fremde Element, sollte es auch früher noch so untrennbar zu seiner Geliebten gehört haben, war ihm störend. Sie für ihn und er für sie — alles andere konnte fortbleiben; so sagte er die Lage auf und danach benahm er sich. Annie kannte es jetzt schon ganz genau, das unwillige Stirnrunzeln, sobald die Thür sich öffnete und jemand kam, mochte es auch Thekla, mochte es auch Hedwig Beyland oder sonst eine liebe, nahestehende Persönlichkeit sein! Ihm war sie nicht lieb, ihm stand sie nicht nahe, er wollte seine Braut für sich allein haben — mochten doch die Leute bleiben, wo es ihnen gefiel! Seine Stimme, sein Blick, sein Benehmen, alles war wie verwandelt, sobald ein dritter sich zu ihm und Annie gesellte, und wenn sie ihn schüchtern bat: „Sei doch gut, Karl — mir zuliebe!“ dann küßte

er leidenschaftlich ihre Hände und murmelte: „Ich kann nicht — ich kann nicht! Sie sollen Dich mir lassen — mir ganz allein! Sie haben ja viele andere noch . . . ich habe nichts als Dich allein!“

Ein aufmerksamer Bräutigam war er freilich! In der Frühe schon erschienen die köstlichsten Blumen, von ihm selbst geordnet,



Das Schenkendorfsdenkmal zu Düsseldorf von Martin Engelke.
Nach einer photographischen Aufnahme von N. Witzloff in Düsseldorf.

als Morgengruß, Rosen von einer Farbenpracht und Schönheit, wie selbst Annie, das verwöhnte Prinzesschen, sie noch nicht gesehen hatte. Die prachtvollsten Dinge, die er auf seinen Reisen eingekauft hatte, sandte er ihr — schwere Seidenstoffe mit Gold durchwebt, feine indische Shawls, kostbare Fächer, Trinkgläser, Tischdecken, venetianischen Schmuck, ganze Stöße der schönsten Ansichten und Bilder — es sah wie in einem Bazar bei Annie aus, und die Freundinnen kamen oft mit lachenden Gesichtern, sich die „Ausstellung“ anzusehen, um die sie die Besizerin heimlich doch ein klein wenig beneideten. Sie kamen aber nur, wenn der Verlobte nicht da war, vor dem sie insgesammt eine gewisse Scheu empfanden; er war so ernst, so steif und förmlich, so ganz anders, als man sich Annie Gerolds vereinstigen „Schatz“ vorgestellt hatte! Aber freilich — er überschüttete sie mit Geschenken, hatte ihr Diamanten verehrt, wie sie nur Millionärinnen zu tragen pflegten . . . da mußte man doch annehmen, daß er sie liebte, daß er auch, wenn er sie allein hatte, zärtlich mit ihr war!

Ob er sie liebte! Ob er zärtlich mit ihr war! — In Annies Seele stritten sich Schmerz und Stolz um die Herrschaft miteinander, wenn sie sich immer wieder sagte: „Keiner kennt ihn, wie ich ihn kenne! Von seinem wahren Wesen weiß nur ich ganz allein zu sagen!“

Schmerz, weil es ihr weh that, ihn so verkannt zu sehen, in den Blicken, in den Mienen ihrer Umgebung zu lesen, daß man ihn für empfindungsarm und unzugänglich hielt — Schmerz, weil er es nicht verstand oder nicht verstehen wollte, sich auch nur einen einzigen der ihr lieben und nahestehenden Menschen zu gewinnen — und wiederum war sie stolz darauf, daß dieser Mann ihr alleiniges Besitztum war, daß er sich ihr so ganz erschloß, so ganz hingab — daß für andere nichts weiter übrig blieb. —

Brautzeit — du selige Zeit! Wenn Annie Gerold an ihrem Fenster saß, dann fühlte sie es genau, wenn er kam, wußte es gewiß, noch ehe sie einen Schatten von ihm sah! Mit verzagendem Herzschlag, mit stotterndem Athem, wie gelähmt vor Glück saß sie da, die Hände im Schoß, bis sie die Kraft gewann, sich vorzubugen, hinauszusehen, einen Gruß zu nicken und dann ihm entgegenzustürmen und dem Geliebten in die Arme zu fliegen, der sie umgestürmt an sich preßte, als habe er sie wochenlang entbehrt, und ihr abgebrochene Laute der Liebe, der Sehnsucht, des Entzückens ins Ohr flüsterete. —

Oft aber, oft, selbst wenn sie das ersehnte Alleinein miteinander genossen, mitten in seine leidenschaftlichen Liebesjungen hinein, fiel ein Wort — ein Blick — eine Gebärde, die sie heimlich erstarren ließ . . . staunen ließ wie damals, als er ihr an jenem herrlichen Maitage im Park von Heinrichs Lust gestanden hatte, er habe auf alles Glück verzichtet, er besitze kein Recht darauf, und nun habe er sich selber sein Wort gebrochen. Damals, im Mauth und Taumel des ersten überraschenden Glücksturmes, hatte Annie sich innerlich stürmisch darüber verwundert und sich gefragt, was das wohl zu bedeuten habe — dann hatte sie nicht mehr daran gedacht und würde es vielleicht vergessen haben, wenn nicht er selber dafür gesorgt hätte, daß sie dies nicht konnte.

Wieder, immer wieder dieser gequälte, sich selbst anklagende Blick zu dem Ausruf: „Ich verdiene Dich nicht! — Ich stehe mir mein Glück! — Ich habe kein Recht auf Deine Liebe!“ — Diese Demuth des stolzen Mannes hätte Annie beglücken können, wenn sie gesehen haben würde, daß er selber darin glücklich sei — aber das sah sie nicht! Ein Schatten war da und verschwand und kam wieder, und Annie war viel zu klug und liebte den Mann ihrer Wahl viel zu tief, um sich nicht darüber klar zu werden, daß es wohl in ihrer Macht stand, diesen Schatten für den Augenblick durch ihr Lachen, ihre Rede, den ganzen Zauber ihres Wesens, das so mächtig auf ihn wirkte, zu vercheuchen — nicht aber, ihn für immer zu bannen. Kleinliche weibliche Neugier lag ihr ganz fern, und hier, wo sie mit ihrem ganzen Herzen liebte und vertraute, zu fragen, widerstrebte ihr durchaus, wie sie bereits ihrer Schwester Thekla gestanden hatte. „Wenn er es für gut befindet, wird er es mir freiwillig sagen, was ihn quält!“ dachte sie bei sich.

Aber er sagte es ihr nicht. —

Ein lauer, feuchtwärmer Juninachmittag war's, es drohte stark mit Regen, und so konnte das Brautpaar keinen Spazier-

gang unternehmen. Delmont war das angenehm; er liebte es nicht, sich „dem Volke zu zeigen“, geklüftete Bemerkungen, verstohlene Blicke aufzufangen und sich von hundert Augen begafft zu sehen, wenn er mit der schönen Braut am Arm einherging. In Heinrichs Lust gab es allerdings verdeckte Plätze, einsame Pfade genug, und beide liebten den Park jetzt doppelt, seit sie in ihm ihr Verlobniß gefeiert . . . aber bis dort hinaus war es ein weiter Weg.

So wandelten sie denn im Geroldschen Garten langsam auf und nieder. Die Obstbäume hatten abgeblüht, aber der Kletterling hing in schweren lila und weißen Trauben nieder — süßduftende Maréchal Niel-Rosen und herrliche Malmaisons hatten die lieblichen Kelche aufgeschlossen, und die Beete waren besäet mit den ersten Blumen des Frühsummers.

Schwer hing der Blumenduft in den stillen Lüften. Am Himmel stand ein Gewitter — die Vögel flogen unstill vorüber, die Bienechen hatten aufgehört zu summen. Da und dort taumelte noch ein verspäteter Schmetterling über das niedere Gersträuch, und in langen Zwischenräumen schluchzte eine Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied in den vergehenden Lenz hinaus. Von der nahen Lukasikirche tönte regelmäßig feierliches Glockengeläut — eine Sterbeglocke war's. Ein vereinzelter Sonnenstrahl blinzelte noch einmal grell, wie jählings aus dem Schlaf aufgeschreckt, vom umdunkelten Himmel herab, aber alsbald zogen schwere Wolken drüber weg und erstickten ihn.

Annie war es ein wenig bekommen zu Muthe, obgleich sie das Gewitter nicht fürchtete. „Wenn's nur schon vorüber wäre!“ dachte sie, machte sich von Delmonts Arm los, hob sich auf die Fußspitzen empor und langte mit ausgestreckten Händen nach einer besonders schönen, frisch aufgebrochenen weißen Klettertraube, die sie für Thekla mit hereinnehmen wollte.

„Bitte, Liebster, bleib' so, wenn Dich's nicht zu sehr ermüdet — nur für wenige Minuten, ich bitte Dich!“ rief Delmont hastig und dringend, während er rasch sein kleines Skizzenbuch aus der Brusttasche riß.

Das junge Mädchen gehorchte lächelnd. Sie war es schon gewöhnt, daß ihr Verlobter unflüchtig, unvermittelt irgend eine Stellung, einen Ausdruck, eine Gebärde von ihr auf dem Papier festzuhalten wünschte, und er besaß mindestens schon ein Duzend dieser hastigen, flüchtigen Bildchen von ihr, in fliegender Eile mit dem Stift hingeworfen, oft nur mit einigen Strichen, die er dann später daheim in Muße sorgsam auszuführen pflegte.

„Deine Schönheit ist meine Verzweiflung!“ hatte er zuweilen ausgerufen. „Ich kann mich nicht in Ruhe ihrer erfreuen — immer tritt der Künstler zwischen mich und mein Gefühl und verlangt gebieterisch sein Recht. Meine Augen können sich nicht satt trinken an dieser ungekünstelten Grazie, dem holdseligen Umriß der ganzen Gestalt, dem Spiel der marmorshönen Hände. Ach, und der Augenausschlag — das köstliche Lächeln — das Abwenden des Köpfchens — jede Bewegung, so, gerade so des Weiskels, des Kinsels würdig — es ist zum Entzücken und zum Verzweifeln!“

Und Annie lachte dann und freute sich ihrer jungen Schönheit, aber es war eine unbefangene und eine selbstlose Freude; es war ihr lieb, daß er sie so schön fand.

Auch jetzt stand sie geduldig still, die zart gerundeten Arme hoch erhoben, die Last des überreich blühenden Zweiges zu sich niederziehend. Sie trug ein Kleid von gelblich weißem Batist, reich mit Stickereien verziert, und keinen Schmuck weiter als ein paar von den wundervollen weißen und rothen Rosen, die ihr Verlobter ihr heute früh geschickt hatte.

„Armes, süßes Lieb! Wie anspruchsvoll ich bin! Noch einen Augenblick — ich beile mich schon! Weißt Du, ich fürchte, ich werde in Zukunft zu den Malern gehören, die nicht umhin können, auf jedem neuen Bilde ihre Frau anzubringen!“

„O Karl! Denk' doch einmal an Deine rastende Karawane“, die Du jetzt fertig malst — und unter all den Arabern ich mitten darunter!“

„Es sind ja auch Europäer dabei! Aber freilich, nein, auf dem Bilde ginge es nicht an! Die Figuren sind in zu kleinem Maßstab angelegt — wer bekäme da einen Begriff von Deinem liebreizenden Gesicht, von allem, was —“

„Du hörst jetzt gleich auf, mir Komplimente zu sagen, oder ich lasse den Kletterzweig los!“

„Um Himmels willen, nein! Aber Komplimente? Ich — und Komplimente! Das Wort nimmst Du zurück!“

„Und wenn nicht?“

„Dann steht es eine fürchterliche Strafe. Hörst Du den Donner in der Ferne?“

„Ich höre ihn!“

„Fertig! So! Mein süßes, engelsgutes, geduldiges Herz! Wie Du mir stillgehalten hast! Bist Du sehr müde? Komm zu mir — so — und nun schilt mich! Schilt mich tüchtig aus!“

Er hatte sie an sich gezogen und küßte sie wieder und wieder. Sie sah mit schelmischen Augen zu ihm auf, befreite sich endlich aus seinen Armen, fuhr ihm mit der weißen Fliedertraube neckisch über die Augen und rief lachend:

„Ich soll schelten, und Du lässest mich nicht einmal zu Wort kommen! Uebrigens weiß ich gar nicht, warum ich mit Dir so geduldig bin — das ist sonst keineswegs meine Stärke. Thekla wirft mir manchmal vor, daß ich keine rechte Stätigkeit in mir habe. Jetzt zeig' einmal die Stütze her!“

„Aber, mein Herz, es sind ja nur ein paar Striche!“

„Du zeigst die Stütze her! Ich will sie sehen, Deine paar Striche!“

Sie wußte, wie sehr er diesen scheinbaren kleinen Trost an ihr liebte.

„Nun denn — da — Du kleiner Eigensinn! Zufrieden — wie?“

„Ach, wie hübsch!“ rief sie naiv. Und hübsch war's auch, das kleine, rasch hingestrichelte Bildchen der armuthigen Gestalt, des reizenden Profils und der nickenden Fliederbüsche.

„Das Gewitter zieht näher — komm, Liebster, wir müssen hinein!“

Er that, als hörte er nicht, und drückte seine Lippen auf ihre sammetweichen Handflächen; vereinzelte Regentropfen begannen zu fallen. — Aus dem „Rufgang“, so genannt, weil die hoch und kraftvoll emporstrebenden Haselnußstauden sich oben zu einem Dach verschlangen, kam der alte Lamprecht mit einer riesigen Gartenschere, die große derbe Schürze mit abgeschnittenem Grünzeug angefüllt; der alte Mann blieb neben dem Brautpaar stehen und zeigte mit der Gartenschere nach dem Himmel.

„s giebt gleich was Erdentliches! Vögeltchen sollte man laufen, daß es hineinkommt!“

Annie nickte ein zerstreutes „ja, ja“, und Delmont hörte überhaupt nicht — er war gerade damit beschäftigt, Annie ein paar Narzissen ins Haar zu stecken. Der Alte blieb noch ein Weilchen stehen und besah sich das Paar, dann, da die Regentropfen immer dichter auf seinen kahlen Scheitel herabsielen, lief er kopfschüttelnd davon.

Drinnen im Gartenzimmer — dasselbe hatte zwischen den beiden Fenstern eine Klügelthür mit bunten Glascheiben, die im Sommer gewöhnlich offen stand und mit drei Stufen in den Garten führte — sah Thekla und wollte eigentlich Feuerbach studieren. Aber das konnte sie nicht, denn erstens fing es an, im Zimmer finster zu werden, so daß das Lesen ihr die Augen angriff, und zweitens war sie mit ihren Gedanken nicht bei den Feuerbachschen Lehren, sondern bei dem Brautpaar, das sie von ihrem Platz aus beobachten konnte.

„Davon hat er natürlich keine Ahnung!“ dachte sie. „Er würde sonst nicht so zärtlich mit Annie sein — in meiner Gegenwart küßt er ihr ja kaum einmal die Hand — sonderbarer Heiliger, der er ist! Nun hat er sie wieder einmal gezeichnet — und werth ist sie es freilich — mein schönes, süßes, geliebtes Kleinod! Himmel, wenn er sie nur glücklich macht — ich will ja gern in den Hintergrund treten und gar nichts mehr von ihr haben . . . Gern? Und gar nichts mehr von ihr haben? Das ist nun geradezu gelogen — und ich will ein Philosophenzögling sein! Ich hänge ja mit meinem ganzen Herzen an diesem Kinde — ich weiß einfach nicht, wie ich ohne dasselbe leben soll! Das macht, sie hat mich verwöhnt — immer war sie um mich . . . für Auge, Herz und Geist die richtige Erfrischung! Und sie würde auch weiter mein Kind bleiben, wenn auch erst in zweiter Linie, sie hat mir's ja gesagt: wer so glücklich sei wie sie, habe doppelte Liebe und Bärtlichkeit für seine Nächsten und Theuersten im Herzen; ich glaube es ihr auch, sie ist so köstlich wahr — aber er, er! Er leidet es ja nicht, daß sie andern, denen sie bis dahin ganz gehörte, auch nur ein Almosen von dem Reichthum

spendet, den er besitzt . . . ganz und gar will er sie für sich haben, mit jedem Gefühl, jedem Gedanken — ein rechter, echter selbstfächtiger Mann! O mein Vögeltchen — mein Liebling! Wie sie spät abends, wenn er fort ist, noch zu mir hereinflüßigt und durch doppelte Bärtlichkeit alles wieder gutzumachen strebt, was sie tagüber versäumen mußte! Sie liebt ihn ja — wunderbarerweise! — und ist für jetzt sehr glücklich! Aber wird das Glück Dauer haben, wenn er das freie, lustige Vögeltchen so ganz in den Käfig sperret, wenn es immer nur für ihn da sein muß und für niemand sonst? Und necklich sprach er gar von Fortziehen, so ganz beiläufig nur, als wär' es das selbstverständlichste Ding von der Welt . . . ich glaube, mein Herzschlag setzte aus vor Schreck! Ich bin ja hilflos, bin gelähmt, kann nicht fort von hier! Alles, alles könnte ich ertragen — nur die Trennung nicht! Wie grausam wäre das! Er müßte es doch bedenken, daß mir das Herz in Stücke gehen müßte — das Herz, an dem ich mein Goldkind hielt, als es seinen ersten Schrei that! Aber freilich, was fragt er nach mir!“

Um Theklas Lippen zuckte es bitter, und mit finstern Augen starrte sie in den rasch sich verdunkelnden Garten hinaus.

„Wissen möchte ich nur,“ dachte sie weiter, „ob er wohl unserem Vater gefiele, ob der mit Annes Wahl zufrieden wär! Freilich, in den Weg hätte er ihr nichts gelegt, sie hätte volle Freiheit behalten! Aber ich denke immer, nach seinem Herzen wär dieser Mann nicht gewesen. Ist starrt er so weltvergessen vor sich nieder, als sähe er etwas Schreckliches — und sieht er Annie, wenn er sich unbeobachtet glaubt, nicht zuweilen an, als wollte er ihr etwas sagen — etwas eingestehen — und fände nicht den Muth dazu? — Das aber mag Einbildung von mir sein, weil — weil — ich ihn nun einmal nicht mag! Ja, ja, das ist die Wahrheit, und die gesteh' dir nur ganz ehrlich, meine Seele! So traurig es ist — für so geradezu unmöglich ich es früher gehalten hätte: ich mag den Verlobten meiner Annie nicht — durchaus nicht! . . . Und da fängt es nun in allem Ernst an zu regnen, und er bringt sie mir nicht herein, läßt sie draußen im Regen stehen! Sie standen doch eben noch dort — jetzt sind sie nicht mehr zu sehen; wo ist er mit ihr geblieben? Das ist doch unverantwortlich!“

Und Thekla ergriff den rechts neben ihr hängenden Klingelzug und läutete Sturm.

Agathe, die athemlos, mit schiefgerückter Haube, aus ihrem Stübchen herbeieilte, und Lamprecht mit seiner Schürze voll Grünzeug und der langen Schere erschienen gleichzeitig in dem Gartenzimmer.

„Lamprecht, wo in aller Welt bleibt das Brautpaar? Es regnet ja, was es kann!“ rief Thekla ihm zu.

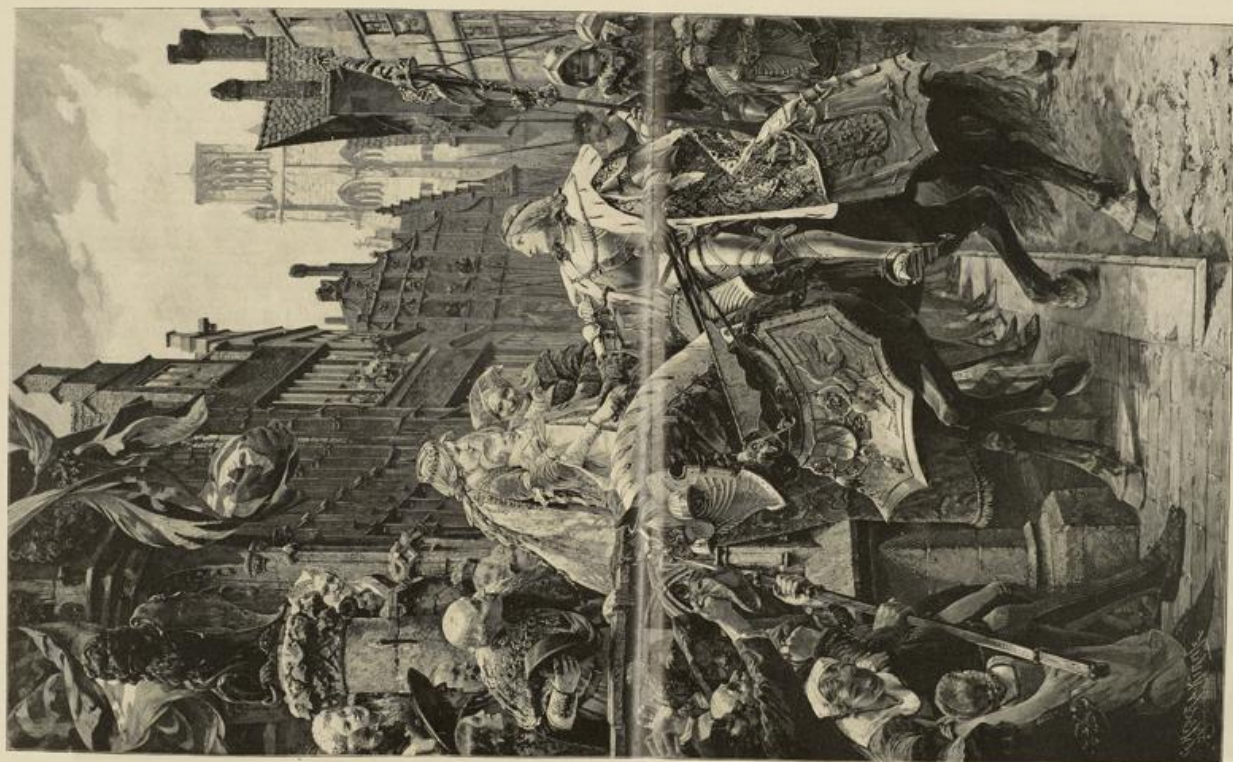
„Ja, Fräulein Thea, das kommt noch ganz anders — es wird gleich plagregnen, und 'n Städ drei, vier Gewitter stehen parat am Himmel, ich hab' sie gezählt, immer eins hinter'm andern! Ich werd' man hier die Glasthür hübsch zumachen, sonst kriegen wir den ganzen Himmelsjegen auf das Parkett — und den Rollstuhl schieben wir auch beiseite!“

„Aber Alter, nun red' nicht!“ rief seine Frau ärgerlich. „Unser Vögeltchen! So red' doch 'mal! Das kann doch nicht im Guck draußen bleiben!“

„Ja, was das Vögeltchen ist“ — Lamprecht schloß sorgsam die Thür und rollte Theklas Sessel vor das rechtsgelegene Fenster — „hab' ich ihm nicht gesagt, daß es regnete, — und konnte es das nicht auch sehr gut fühlen, wenn es bloß gewollt hätte? Aber du liebe Zeit! Läßt sich Narzissen in die Haare stecken und sieht mich an, ganz abweisend und verschmachtet, und sagt ja, ja — und er sagt nichts — und sie retiriren sich beide in den Rufgang hinein. Die“ — hier that Lamprecht so, als sei er der erste Vertheidiger einer Thatfache, auf die vor ihm noch nie ein Mensch gekommen war — „die sind verliebt — das sag' ich! — Und da kommen sie gelassen, was sie nur immer können!“

Er riß die Glasthür sperrangelweit auf und komplimentirte das Brautpaar mit sehr vorwurfsvollen Blicken herein.

Annie lachte ausgelassen wie ein Kind und schüttelte das Köpfchen, daß die hellen Tropfen aus ihrem Haar umherbesprühten, und rüttelte ihr Kleid zurecht, warf Thekla den feuchten Fliederzweig in den Schoß und neigte ihren Rosenstrauß, der sich von ihrer Brust losgelöst hatte, von neuem fest. Delmont stand da neben und sählte besorgt ihre Hände und Kleider an und sah mit



Kaiser Maximilians I. Rittsicher nach Oent.

Zeichn. eines Genialen von H. A. Braun.

zürnenden Augen auf die alte Agathe, die ihrem Bedauern sehr wortreich Ausdruck ließ und sich, als ehemalige Banne, auch für berechtigt hielt, die Kleine wegen ihrer „Unerbarmung“ ein wenig auszuschelten. Annie streichelte ihr die rnzliche Wange und wollte ihr zur Versöhnung das Bildchen zeigen, welches ihr Bräutigam soeben im Garten von ihr gemacht hatte; aber Detmont sagte frostig:

„Wozu? Solche Bildchen sind nur für Dich bestimmt, das weißt Du ja!“ und gekränkt verstummte die redselige Alte, fasste Lamprecht beim Arm und sagte halblaut: „Komm — wir sind hier zuviel. Die Zeit ist gewesen, wo wir hier mitreden durften und der selige Herr mich seine alte Freundin nannte!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Rapp'sche Kommunistenrepublik.

Von Schmidt-Weisenfels.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im Jahre 1785 trat in seiner württembergischen Heimath, hauptsächlich im Oberamt Maulbronn, ein junger verheiratheter Weber namens Georg Rapp, gebürtig aus dem kleinen Zptingen, als ein „Erwecker“ auf, welcher von der Verderbnis der herrschenden Kirche, von Buße im rechten Bibelgeist predigte und auch das nahe Kommen des Heilandes verkündete, der erscheinen werde, um sein tausendjähriges Reich der wahren Glückseligkeit für die rechten Christen aufzurichten. Rapp fand sogleich andachtsvolle Zuhörerschaft. In Nachwirkung der ungeheuerlichen Ereignisse der französischen Revolution gewann dann in den Massen des Landvolkes, zumal des württembergischen, die Empfänglichkeit für den Glauben an einen Untergang der verrotteten und vielverhaßten Zustände einen großen Boden und ein Prophet wie Rapp, der den Ruf eines unsträflichen bürgerlichen Lebenswandels und einer eindringlichen, überzeugungsvollen natürlichen Rednergabe genoß, daher einen wachsenden Anhang. Von weit und breit kam das Volk zu ihm, dem „Räppl“, wie es ihn nannte, und immer mehr schwuren auf sein Wort und seine Berechtigung als Prophet, der gesandt sei, die Menschen zu erleuchten und aus ihnen ein „Leibcorps des Heilandes“ zu bilden, würdig, den Erlöser für sein tausendjähriges Paradiesesreich auf Erden zu empfangen. Alle Mahregeln, Warnungen, Drohungen und Einsperungen, welche die württembergische Regierung gegen die Mitglieder der erstarkenden Sekte und ihren unbeirrt das neue Evangelium predigenden Gründer ausbot, hielten die aufsteigende Fluth dieser Bewegung nicht zurück, sondern mehrten nur ihre Mächtigkeit.

Als nun Ende des Jahres 1803 die Regierung einen förmlichen Krieg gegen die Rappler verkündigte, die Männer der Sekte unter die Soldaten oder ins Zuchthaus, die Weiber in die Arbeits-, ihre Kinder in die Waisenhäuser stecken ließ, da entschloß sich Georg Rapp zum Verlassen des Sündenlandes und zur Auswanderung mit seinen Getreuen nach Nordamerika. An die siebenhundert Schwaben folgten seinem Ruf — aus der Kirchengemeinde Knittlingen allein 88 Personen — und zogen in zwei Abtheilungen 1804 ihm nach über den Ocean. Sie verehrten Rapp als ihren Erlöser aus der verfinsterten Welt, als ihren Herrn und Gebieter, als den durch Gottes besondere Gnade Erleuchteten, unter dem sie in den Wäldern Amerikas das christliche Glückseligkeitsreich errichten wollten.

Am 15. Februar 1805 kam dieses „ausgezogene Leibcorps des Heilandes“ in Pennsylvanien an. Rapp, des unbedingten Gehorsams seiner Anhänger sicher, ließ sich nach einer feierlichen Bundesweihe von ihnen alles Geld und Gut ausliefern, welches sie nach Bestreitung ihrer Reisekosten noch bei sich führten; es bildete den Bundesschatz, 20 000 Dollars, deren Verwaltung er allein übernahm. Die ganze Gemeinde zusammen sollte eine große Familie bilden, die ihr Haupt in dem begnadeten Rapp habe. Jeder einzelne mußte für die Gesamtheit arbeiten; aus dem Gesamtvermögen erhielt jeder seinen Unterhalt, der zunächst nur auf das Dürftigste beschränkt war, da es sich vor allem um das Heil der Seele handelte.

Rapp kaufte 6000 Acres (2428 Hektar) Land in waldiger Wildnis Pennsylvaniens und legte daselbst das Städtchen Harmony an. Es blühte schnell empor. Aber die Vermehrung der Gesellschaft durch den Nachwuchs an Kindern ließ besorgen, daß die Kosten sich vergrößern und die Arbeitsleistungen der Frauen sich vermindern würden. So befahl Rapp denn fortan die Ehelosigkeit und suchte nach Möglichkeit auch die Ehen zu trennen, die von den mitgenommenen Württembergern schon früher geschlossen worden waren. Es bedürfe, meinte er, keiner Kinder mehr für die Ausgewählten Gottes, denn das Ende der Welt sei

nahe und die letzten Gerichte hätten bereits begonnen. Auch führte er eine Beichte ein, in der ein jeder gehalten war, die geheimsten Regungen seines Herzens ihm zu offenbaren, namentlich die, welche sich auf Verhelschung richteten. Heirathen galt schließlich als Sünde und Verbrechen, und die Harmoniten nahmen diese Lehre auch gläubig an.

Nach kaum zehn Jahren fand Rapp seine in schwerer Arbeit errichtete und emporgebrachte Kolonie zu klein, er verkaufte sie um 100 000 Dollars und erwarb dafür weite Ländereien am Flusse Wabash im südwestlichen Theil von Indiana, mitten in dichtem, sumpfigem Walde. Hier mußten nun von neuem die Wälder ausgerodet, Acker gewonnen und Weinberge angelegt werden. Ein Leben der Mühen und der Entbehrung aller Familienfreuden war auch den Kommunisten von Neu-Harmony beschieden; aber ihr Schatz im Verwahrsam von Rapp wuchs, und das sollte ja die Hauptsache sein, um ins tausendjährige Wonnereich in wohlverdienter Ehrenstellung einzuziehen zu können. Und fragten die Ungeduldigen, wann dies stattfinden werde, so tröstete sie Rapp damit, daß sich die Zeit erfüllen müsse. Sie habe mit dem Bundesfest vom 15. Februar 1805 begonnen, und nach der Offenbarung Johannis rechne er, daß sie 24½ Jahre dauern werde, also bis 1829 gemeiner Rechnung. Ihrer genug von den Begründern waren derweil unter den ungeheuren Anstrengungen, die ihnen als Mitgliedern der Harmony auferlegt waren, schon gestorben oder gebrechlich geworden. Aber es hatte sich auch in den Theuerungsjahren 1816 und 1817 aus Schwaben neuer Zugang von Rapp'schen Jüngern eingestellt und die Zahl der Kolonisten bis auf tausend gesteigert. Mit ihrer Aufnahme mehrte sich der Bundesschatz. Rapp veranstaltete ein neues Dank- und Schwurfest und führte einen noch größeren Despotismus denn jeither als von Gott gewollt ein. Alle Briefe mußten durch seine Hände gehen und sein anderes Buch wurde in Neu-Harmony zugelassen als die Bibel und das Rapp'sche Gesangbuch.

Im Jahre 1823 war der edle und berühmte englische Philanthrop und Schwärmer für eine kommunistische Gesellschaftsreform Robert Owen in Nordamerika und machte da, wie früher in England und auf dem europäischen Festlande, Aufsehen mit seinem verkündeten Traumbild von einem neuen Eden, wo es weder Krieg noch Verbrechen mehr geben werde. Die große Menschenfamilie sollte regiert werden nach dem Gesetz der Liebe. Owen setzte sich mit Rapp in Verbindung und wollte ihm seine Kolonie abkaufen, um sogleich einen wohl eingerichteten kleinen Staat zu haben, der den Anfang einer allgemeinen Weltgesellschaft nach seinen Ideen bilden könnte. Rapp als kluger Finanzmann war bereit, gegen eine halbe Million Dollars den Handel abzuschließen, durch den Owen 30 000 Acres meist bebauten Land mit Wohnungen für 1500 Menschen erhielt. Der englische Idealist bekam durch seine Verehrer in Boston und New-York mit Leichtigkeit die verlangte Kaufsumme zusammen, übernahm die Rapp'sche Kolonie Neu-Harmony am Wabash und begann mit Feuerifer sein Werk eines wissenschaftlichen Sozialismus, der den Kommunismus ohne religiöse Grundlage für das einzig Richtige erklärte. Jedoch bereits nach zwei Jahren hatte er damit jämmerlich Bankrott gemacht und seine Kolonie gerieth in vollständige Auflösung.

Rapp aber hatte inzwischen mit dem gelösten Gelde eine neue Kolonie bei Pittsburg am Ohio angelegt, die er Harmony-Economy nannte und die er nicht auf den gemeinsamen Namen seiner Anhänger, sondern auf den seines angenommenen Sohnes Reichert — sein eigener Sohn Johann war schon 1811 gestorben und er besaß aus seiner Ehe sonst nur noch eine Tochter Rosine — in die Gemeindegrundbücher einschreiben ließ. Seinen Leuten erklärte er zur Rechtfertigung dieser dritten Gründung und der

nun nochmals ihnen auferlegten Mühsal der Anlage und Einrichtung, daß dies die dritte Einwohnung Gottes in der Welt sei, wie sie nach der Bibel stattfinden müsse, ehe das tausendjährige Reich allen Kränkungen der Auserwählten ein Ende bereite. Und triumphierend konnte er dann bald auch auf den großen Owen verweisen, der mit allen seinen Geldmitteln nichts von seinen kommunistischen Glückseligkeitsverheißungen erreicht habe, während er, der Erleuchtete Gottes, auch zum dritten Mal seinen Getreuen den christlichen Staat der Bruderliebe und Gütergemeinschaft herrlich auferrichtete.

In der That erstand Economy glänzender, als die beiden Gründungen vorher gewesen waren. Die Häuser wurden aus Backsteinen erbaut, es gediehen die angelegten Obstgärten und Weinberge, die Acker und Weiden. Es gab auf der Rappischen Kolonie das beste Vieh, die besten landwirtschaftlichen Maschinen, aufblühende Fabriken und Gewerbebetriebe. Der große Wohlstand war allen ersichtlich und weit und breit stand die Gemeinde wegen ihrer Leistungskraft wie wegen der Sparsamkeit, Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft und strengen Ehrbarkeit ihrer Bewohner in hohem Ansehen. Diese waren jetzt unzweifelhaft Millionäre, und doch lebten sie wie Sklaven, indem nicht nur ihre spartanisch einfachen Lebensbedürfnisse, sondern auch ihr Seelenleben ganz nach der unbedingten Willkür ihres Patriarchen bestimmt und geregelt wurden.

Rapp und sein Adoptivsohn bewohnten dagegen das größte und festeste Haus in Economy, hielten zu ihrem Vergnügen vier prächtige Pferde, aßen und tranken köstlich und arbeiteten fast gar nicht mehr. Rapp fühlte sich als König in seinem selbsterschaffenen Reich und ließ sich daher von seinen Unterthanen reichern, was er brauchte. Sein Wille als der eines göttlichen Gesandten galt als unumstößliches Gebot, und er verkündete ihn sowohl in den Predigten, die er zweimal wöchentlich abhielt, wie abends in den gemeinsamen Unterhaltungen, die mit Gebet und Gesang begonnen und beschlossen wurden.

Mehr und mehr ging es freilich mit der Mitgliederzahl der Gemeinde, die mit tausend etwa ihren Höhepunkt erreicht hatte, rückwärts, theils durch Tod, theils wegen der zum Dogma gewordenen Ehelosigkeit, theils weil die Jüngeren es nach Erreichung ihrer Volljährigkeit vorzogen, die Kolonie zu verlassen, obgleich sie sich damit ihrer Anrechte auf deren Vermögen entschlugen und gewöhnlich für ihre zehn- bis fünfzehnjährige Arbeitsleistung nur mit einem Hundertdollarschein unter argen unchristlichen Klüchen abgeseift wurden. Auch fuhr der böse Geist in manches Haus und brachte den Glauben an Rapps Verheißungen vom Gottesreich ins Wanken. Als endlich das verkündigte Erfüllungsjahr 1829 kam und sich nichts erfüllte, brach mehrere die Geduld und sie verließen Economy.

Da ereignete sich etwas, was Rapp sogleich mit der ihm eigenen Klugheit zur Beschwichtigung der Zweifler benutzte. Aus Europa lief ein bogenlanges Schreiben an ihn ein mit der Einleitung: „Friede, Gnade und Barmherzigkeit, wie auch Heil und Segen werde dem alten Patriarchen Georg Rapp und seinen Mitvorsitzern, wie auch der ganzen in Gott vereinigten Gesellschaft der Harmony zu Theil.“ Dieses Schreiben kündigte Rapp die nahe Ankunft des wahren Gesalbten Gottes an, der bei ihm den Thron des neuen Jerusalems aufrichten wolle, und war unterzeichnet von dem Geheimsekretär des Propheten Proli, dem Dr. Gontgen profanen Namens.

Rapp war immerhin noch Schwärmer genug, um zunächst an den neuen Gottgesandten und die von ihm angekündigte Aufgabe zu glauben; jedenfalls hielt er es für seinen Zweck förderlich, die Sache in seiner Gemeinde so darzustellen, daß Christus zuerst im Geist und, wenn er durch den Dienst dieses seines Gesandten Proli die Guten alle gesammelt habe, dann auch leibhaftig erscheinen werde. Er antwortete daher dem europäischen Propheten, daß er ihn hoffnungsfreudig erwarte, wobei er freilich mit Schlaubeit verschiedene Fragen that, deren Beantwortung er zuvor erwarten müsse. Proli, von dessen abenteuerlichem Treiben und Leben die „Gartenlaube“ im Jahre 1867* eine ausführliche Schilderung unter dem von ihm geführten Titel eines „Herzogs von Jerusalem“ gebracht hat, belächelte nicht, dem amerikanischen Patriarchen Bescheid darauf zugehen zu lassen, und darüber ge-

rieth dessen Gemeinde in nicht geringe, für Rapp höchst verdrießliche Unruhe. Denn es trieben in seinem Reich ersichtlich Zweifel und Unzufriedenheit aus religiösen wie aus sehr egoistischen Ursachen einer Krisis zu, die das Werk seines Lebens zu vernichten drohte.

Er athmete daher auf, als er endlich nach zwei Jahren von New-York die Nachricht amtsmäßig erhielt, daß Proli, nunmehr königliche Hoheit Erzherzog Maximilian von Oestreich zeichnend, als „Gesalbter Gottes vom Stamme Juda und von der Wurzel David“, sich persönlich und zwar zuerst incognito unter dem Namen Graf Leon bei ihm einstellen werde. In dieser Mittheilung wurde auch zu verstehen gegeben, daß der mit vornehmerm Gefolge ankommende Prinz im Besitze großer Geldmittel sei, und das Gerücht drang zu Rapp, Graf Leon habe nicht weniger als sechs Millionen Thaler, um das himmlische Reich der Herrlichkeit mit allem irdischen Glanze einzurichten. Dieser Umstand bestimmte Rapp, den Gast mit aller ihm wegen seiner göttlichen Eigenschaft gebührenden Auszeichnung zu empfangen und allem zu vertrauen, was er ihm so feierlich angekündigt hatte.

Im Oktober 1831 kam der als Graf Leon verkappte Reichsgründer mit seinem Gefolge von 46 Personen an und wurde auf Rapps Veranstaltung mit Pauken, Trompeten, Hörnern und Pfeifen empfangen. Ganz Economy war in Freuden und Banne, da nun die Zeit des Harrens und der irdischen Mühsal zu Ende sein sollte. Proli, der königliche Herr, der schöne Prophet mit dem bärtigen Christusgesicht, der seine liebenswürdige Schwärmer, welcher das Glück der Menschheit in den Falten seines wallenden Gewandes trug, wurde von alt und jung als der Gottgesandte verehrt, und man bereitete ihm mit seinen Leuten ein so angenehmes Leben, wie er es beanspruchte.

Von den sechs Millionen irdischen Thalern sah man jedoch nichts, und bald merkte Rapp, daß er von einem abgeseimten Schwindler ausgebeutet wurde. Er konnte wohl nach gewissen Anzeichen schließen, daß Proli, nachdem er in Europa seine mystischen Pläne nicht hatte durchführen können, nur nach Amerika gekommen sei, um sich bei den schwärmerischen schwäbischen Bauern von Economy in Ansehen zu setzen, ihren Patriarchen zu verdrängen und dessen Gut sich anzueignen. Schon schmur auf ein Drittel der Gemeinde mehr auf den Grafen Leon als auf den alten Rapp, und diesem wurde es wahrscheinlich, daß eine Revolution in dem heiligen Economy ausbrechen, der fremde Abenteurer als Uurpator sich an die Spitze seiner Anhänger stellen und das Kastell mit dem Bundesfahne stürmen werde. Da entschloß er sich zur rechten Zeit noch, so schwer es ihm auch ankam, in den Schatz zu greifen und sich von der Proli'schen Einquartierung loszulassen. Der schöne Prinz trieb die Abfindungssumme bis auf 105 000 Dollars, weil er etwa 250 Gemeindeglieder mit sich nehmen wollte und diese ihren Antheil aus Rapps Kasse ausgezahlt erhalten mußten. Damit zog er endlich ab, um die Gründung seines himmlischen Reiches nach Philippsburg am Ohio, nur zehn englische Meilen von Economy, zu verlegen. Diese so gefährliche konkurrierende Nachbarschaft war natürlich dem schwäbischen Gottgesandten nichts weniger als angenehm; aber schon nach zwei Jahren wurde ihm die hohe Genugthuung, daß Proli's Kolonieverfuch wie einst der Zweische schmählich verkrachte und der bankrotte Gründer dann auch spurlos verschwand.

Wie stand nun Rapp wiederum in den Augen der ihm treu Gebliebenen da! Waren ihm auch durch den Einbruch Proli's ein paar Hundert verkleinerte Gemeinde doch desto zuverlässiger zu ihm. Sie fühlte sich noch inniger mit ihm und unter sich verwachsen, als Rapps Adoptivsohn Reichert 1834 starb und somit das gesammelte Vermögen, als Familienfideikommiß für ihn hinfällig, nach seinem Tode lediglich Gemeindefchat werden mußte.

Fortan blieb auch die Kolonie von neuen Stürmen verschont, und trotz ihres fortschreitenden Rückgangs an Mitgliedern gedieh sie immer mehr. Mit dieser Thatfache mußten sich die Gemeindeangehörigen über die Täuschung bezüglich der Ankunft des Heilandes zur Eröffnung des tausendjährigen Reiches trösten. Am 7. August 1847 starb Joh. Georg Rapp als ein neunzigjähriger Greis in dem Glauben, daß sich doch nächstens seine Weissagung erfüllen werde, und in dem Bewußtsein, daß er seiner Aufgabe gerecht geworden sei und das Urbild einer christlichen Gemeinde wieder aufgestellt habe. Sein Werk blieb auch

* Nr. 21 und 22.

unerschütterte. Die paar Hundert Kolonisten von Economy, die noch vorhanden waren, zumeist Greise und Greisinnen, wollten in dem Glauben sterben, in dem sie gelebt hatten, und nichts an ihrem gewohnten und für sie wie geheiligten Dasein verändert wissen.

Mapp hatte vor seinem Tode auch für alles, was seinen Staat weiter erhalten sollte, gesorgt. Sein Nachfolger als erster Vorsteher war der ihm treu gesinnte Komelius Bader und nach diesem Jakob Henrici, auf deren Namen auch immer das Gemeindevermögen eingetragen wurde. Es wird neuerdings bis auf zwölf Millionen Dollars geschätzt, ohne daß freilich das streng bewahrte Geheimniß darüber früher enthüllt werden wird, als bis die kommende Auflösung der Gemeinde, das Aussterben ihrer heute nur noch in sehr kleiner Zahl bestehenden letzten Mitgliedschaft die Erbschaftsregelung erheischt, für welche ja eine ansehnliche Menge württembergischer Familien ihre Ansprüche schon

vorbereitet hat. Das wird das Ende der Mappschen Schöpfung sein, welche dann die Dauer fast eines Jahrhunderts gehabt hat.

Aber die Reichthümer, welche durch die gemeinsame Arbeit vieler und durch die Enthaltung der einzelnen von jeglichem Luxus, ja selbst von den Freuden der Familie, gewonnen waren, blieben im Grunde ungenossen. Die Anziehungskraft dieses kommunistischen Städtchens erstarb denn auch mit denen, die seine Urheber waren und sich zu seiner Ermöglichung einer fast knechtischen Lebensweise unterworfen hatten. Sie kannten keine Armuth und Noth, aber sie waren arme Reiche. Der Kulturmenschen erstrebt das materielle Wohlfühlen für sich und seine Familie, jedoch in möglichster individueller Freiheit, deren sich wohl einzelne aus persönlicher Liebhaberei oder aus religiöser Schwärmerei entschlagen mögen, welche aber die Gesellschaft im großen als erste Bedingung irdischen Glücks niemals aufzugeben bereit sein wird.



Großes Reinmachen.

Humoreske von Hans Arnold.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

in Freund von mir, der sich — ob mit oder ohne Grund, bleibe dahingestellt! — für einen Pechvogel erster Güte zu halten geneigt ist, erzählte mir einmal, er arbeite im Hinblick auf eben dieses Pech ein neues philosophisches System aus, „die Philosophie des Selbstverständlichen“ mit dem Motto „natürlich!“

An Beispielen zu dieser Philosophie fehlt es nun freilich nicht, und jeder wird schon Zeiten — im besten Fall Tage gehabt haben, wo ihm alles quer ging, und wo von dem erfreulichen Augenblick an, als die gefüllte Kaffeetasse beim ersten Frühstück zutraulich in den Schoß ihres Besitzers hüpfte, bis zu dem nicht minder angenehmen Augenblick, wo derselbe Besitzer abends beim Schlafengehen mit dem Bett einbrach, er den ganzen Tag über geneigt war, alles Widerwärtige für selbstverständlich zu erachten und bei jedem neuen Mißgeschick höhnisch zu sagen: „natürlich!“

Ein solcher fataler Tag drohte allem Anschein nach dem großen, wirtschaftlichen Veranstaltungen und außergewöhnliche Vorkommnisse es gerade besonders wünschenswerth machen, daß sich alles glatt abwickelt.

Wie tocht die Köchin schlechter, als wenn der verwöhnte Freund des Hausherrn den bekannnten „Löffel Suppe“ mittißt — nie sind die Kinder ungezogener, als wenn sich die einflußreiche Pathe einstellt, und nie ist mangelhafter Staub gewischt, als wenn die Anverwandte mit dem Falkenblick für derartige kleine Ungehörigkeiten ihr Haupt zur Thür hereinsteckt — natürlich!

Ein solcher fataler Tag drohte allem Anschein nach dem Hause des pensionirten Oberstleutenants Solten anzubrechen. Das „große Reinmachen“, schon bei normalem Verlauf ein abgesetzter Feind des häuslichen Friedens, war auf diesen Freitag angelegt, der schon als „Freitag an sich“ in abergläubischen Gemüthern ein unangenehmes Vorgefühl erregte.

Der Hausherr hatte von dem Augenblick an, als seine Augen sich dem Licht des Tages öffneten, bereits jene Laune an den Tag gelegt, deren Wirkung auf die Umgebung sich am besten durch die Worte kennzeichnen läßt:

„Und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Zion.“

Ein Mann, der nichts mehr zu thun hat, ist ja leicht geneigt, sich Beschäftigung zu suchen, und wenn er einmal gar nichts anderes zu besorgen vorfindet, so wettet er eben auf Frau und Kinder — nur der gesunden Bewegung halber!

Mehrere Tage war der Gebieter des Hauses sehr nutzbringend untergebracht gewesen, und alle hatten die Wiege der kleinsten Tochter des Hauses gesegnet, da man diesem Möbel den erwähnten angenehmen Umstand verdankte. Diese Wiege erfreute sich nämlich eines hohen Gitters aus Eisenstäben, die soweit auseinander standen, daß ein mäßig beleibtes Kind beständig von der Sicht ergriffen werden mußte, zwischen diesen Stäben durchzukriechen;

immer wieder mußte die jugendliche Weltbürgerin von irgend einem gerade unbeschäftigten Angehörigen zurückgestopft werden, erheischte also eine fortwährende Aufsicht.

Der Vater hatte sich nun vor zwei Tagen ein nebartiges Drahtgestelch meterweise aus der Eisenhandlung geholt und das Bettgitter äußerst kunstgerecht durchslochten, eine Leistung, die, wie er mit Stolz ausrechnete, dem Familienvermögen mindestens fünf Mark erhalten hatte.

Daß dieser dilettantische Eingriff in die Innungsrechte des Handwerkes einen kleinen Fehler hatte, indem an den beiden sich treffenden Enden des Drahtgestelchs lauter kleine Dornen und Enden herausprieschten und sich jeder, der einmal ohne besondere Aufmerksamkeit an dem Bettchen vorbeiging, handgroße Löcher in die Kleider riß — daß daher die Ersparniß auf der einen Seite eine Mehrausgabe von mindestens zwanzig Mark auf der andern bedingte, hielt der Vater für eine Erfindung weiblicher Bosheit und glaubte es einfach nicht.

An dem erwähnten Morgen nun hatte die Hausfrau sich gleich nach dem Aufstehen liebevoll über die Wiege der Kleinsten gebeugt, und beim Zurücktreten — riß — rax — riß sie sich ein rechtwinkliges Dreieck von so mathematischer Genauigkeit in den Morgenrock, wie es ihr Sohn, der Tertianer, in seiner Geometrie fast noch nie so schön und regelrecht gezeichnet hatte.

Stürmisch erwartete die gereizte Mutter ihren noch schlafenden Gatten und verlangte von ihm, als er noch kaum die Augen offen hatte, Mitgefühl und Reue über diesen neuesten Erfolg seiner Vastelleidenchaft. Ein lebhaftes Wortgefecht eröffnete den Morgen, und verstimmt begab man sich zum Frühstück.

Die größeren Kinder des Hauses waren bereits versammelt. Liesbeth, ein hübsches Mädchen von fünfzehn Jahren, deren tiefblaue Augen unter dichten, schwarzen Wimpern sehr schelmisch hervorliefen, schien durch die ersichtliche üble Laune ihrer elterlichen Vorgesetzten nicht besonders beunruhigt zu sein. Sie wußte, daß sie bei solchen Anlässen als der Liebling des Vaters immer am besten weglam, und hatte außerdem ein so glückliches Temperament, daß sie jeweilige Schelte schnell und sorglos abschüttelte und wieder so lustig war wie vorher. Das kleinste Kind schlief noch ahnungslos in der neuumflochtenen Wiege, die den ersten Grund zu der düstern Stimmung des Morgens gegeben hatte, und schon glaubte der Hausherr, daß das Frühstück wider Erwarten ohne besonderen Aerger vorübergehen werde.

Denn auch die beiden Jungen der Familie verhielten sich heute ziemlich ruhig. Der dicke Franz war vermöge seines grenzenlosen Pfllegmas, das ihm den wenig schmeichelhaften Kosenamen „Pfund Wurst“ eingetragen hatte, nie sehr lärmend und, wenn er etwas zu essen und zu trinken hatte, so ausschließlich mit Leib und Seele dabei beschäftigt, daß er für Extravaganzen keine freie Minute fand.

Der dreizehnjährige Ernst fühlte daher die schwerwiegende moralische Verpflichtung, den täglichen Bedarf an Dummheiten für den Bruder mit zu besorgen, und kam dieser Empfindung aufs gewissenhafteste nach. Immer trug er das Bewußtsein irgend einer verborgenen Schandthat im Busen, die jeden Augenblick „herauskommen“ konnte!

Da Ernst seine eigenen Sachen beständig verlor, verlegte und zerbrach, so entnahm er mit einer Genialität, die zu den schönsten Entdeckungen berechtigte, alles Fehlende, oder vielmehr Ersatz dafür, wo er es eben konnte, und trug zum Beispiel heute — dem Vater zum Glück verborgen! — einen Bauer aus des Hausherrn Schachspiel als Kragenknopf mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß derselbe ja vor Abend nicht gebraucht werde.

Nebenbei hatte er sich gestern das väterliche Taschenmesser geborgt, und die kleinere Klinge desselben war, wie das Messern in der Hand von Tertianern merkwürdigerweise öfter widerfährt, „ganz von selbst“ zerbrochen. Im Bewußtsein dieser beiden belastenden Umstände war es daher Ernst recht elend zu Muthe, und er konnte es kaum erwarten, heute in die Schule — einen ihm sonst tief verhassten Aufenthalt! — zu gehen, obwohl das in der Stille der Nacht angefertigte Exercitium auch dort einen unfreundlichen Empfang in Aussicht stellte.

Stumm und bedrückt frühstückte alles. — Plötzlich tönte aus dem Nebenzimmer ein schrilles Geschrei, die Thür wurde aufgerissen und die schon etwas bejahrte Köchin des Hauses stürzte unter gellendem Wehflagen ins Zimmer, auf ihren Schultern als unfreiwillige süße Last Franzens Eichhörnchen tragend, welches, mit bitterer Ironie „das zahme“ genannt, bei Gelegenheit der Fütterung seinem Käfig entschlüpft und der Köchense auf den Rücken gesprungen war — eine Lage, in der es sich entschieden mindestens ebenso unglücklich fühlte wie sein Opfer und die nur dadurch hingehalten wurde, daß es sich mit seinen Krallen in die Haare seiner Trägerin verfangen hatte.

Alles sprang auf. Der Vater — zum Glück der Vater höchst eigenhändig! — warf die Kanne mit der Milch um, die sofort in einer breiten plätschernden Straße auf die Dielen niedertroff. Die Mutter lief nach Wischtüchern, Liesbeth lachte, daß ihr die Thränen herunterliefen, die beiden Jungen aber saßen die Sache als Sport auf und rannten schreiend hinter der Köchin her, die, mit dem Eichhörnchen auf dem Rücken, wie von Furien gepeitscht, einem Circuspferde vergleichbar, immer rund um den Tisch raste.

Endlich besetzte sich das unselige Haushierchen unter Mitnahme eines Viertels von dem Gelock der Köchin; es jagte, von den Brüdern unter Hissa und Hallo verfolgt, unter alle Schränke, sprang auf den gedeckten Tisch, trat in die Butter und entfloß schließlich über das Sofa auf den Ofen, die Spuren seiner zierlichen Pfötchen in getreuer Butternachbildung auf dem dunkelgrünen Plüsch des Möbels zurücklassend — eine Thatsache, welche das Stichwort „natürlich!“ — gebietend herausforderte.

Eine allgemeine Ermattung folgte dem geräuschvollen Austritt. Die Köchin, eine kräftige Person, auf deren thätige Mithilfe und guten Willen man beim heutigen großen Reinmachen stark rechnete, zerfloß infolge von Schreck und Schmerz in Thränen und erklärte, dazu hätte sie sich nicht vermietet, daß sie sich von „den jungen Herren ihren Viehern“ umbringen ließe — sie bekäme Magenkrampf! Mit dieser tröstlichen Versicherung wollte sie schluchzend hinaus.

Der Vater schlug ärgerlich nach seinen Söhnen und verwünschte Jungens und Eichhörnchen in einem Athem, so daß die beiden unschuldigen Schuldigen schon vor der gefeßlichen Schulzeit sich drückten mit der Versicherung „es haut schon dreiviertel,“ die neuerdings für „es schlägt“ beliebt wurde. Sie wurden mit allseitigem Segen entlassen und man hörte nur noch, wie sie auf der Treppe dem abholenden Freunde, „dem Schulze“, das Geheul der Köchin zu dessen namenloser Erweiterung dramatisch vortrugen. — Die Zurückbleibenden, einschließend des Eichhörnchens, welches sich auf Umwegen auf die Gardinenstange gerettet und sich daselbst als verlegener, rother Knäuel ins Privatleben zurückgezogen hatte, fühlten die eingetretene Stille recht wohlthätig. Die Laune hob sich. Zudem erschienen eben der Brieftäger, dieser stets willkommene Mann, und erwies sich auch heute als Friedensengel. Er brachte

einen ganzen Stoß Postfächer für den Hausherrn, die, wenn sie sich auch bei näherer Betrachtung mit einer Ausnahme als uninteressante Geschäftsempfehlungen mit der verhassten Dreipennigmarke erwiesen, doch immerhin als Ableitung hochwillkommen waren.

Der Oberstlieutenant, ein Mann von System, der alles langsam und höchst ausführlich betrieb, namentlich seit der Dienst ihm keine Zeitbeschränkung mehr auferlegte, brachte durch die umständliche Erledigung seiner Briefschaften die etwas ungebändigte Hausfrau oft zur Verzweiflung. So auch heute, wo sie mit jeder Faser ihrer Seele die Beendigung des Frühstückes herbeisehnte, um mit dem Aufräumen des Wohnzimmers den Anfang des heutigen Greuels zu machen.

„Natürlich“ schien aber das Geschäft des Brieföffnens heute gerade gar nicht vor sich gehen zu wollen!

Erst ordnete der glückliche Empfänger seine Korrespondenz nach nur ihm bekannten Grundsätzen und legte jede Sorte, die Ränder der Umschläge nach Möglichkeit aufeinander passend, zusammen, und dann nahm er den einen eigentlichen Brief heraus, um ihn mit Hochgenuß zu betrachten.

„Nun!“ drängte seine Frau, „so mach' ihn doch auf!“

„Gebuld!“ sagte der Oberstlieutenant und drehte den Brief nachdenklich hin und her; „von wem kann denn der sein?“

Er studierte kopfschüttelnd den etwas unleserlichen Poststempel und das Siegel, wie es denn überhaupt eine Eigenthümlichkeit vieler Leute ist, daß sie sich eine halbe Stunde vor einem geschlossenen Briefe den Kopf über den Abender zerbrechen, statt einfach den Umschlag aufzumachen und sich davon zu überzeugen.

„Liesbeth,“ wandte er sich dann an seine Tochter, „ich habe mein Papiermesser auf meinem Schreibtisch liegen lassen!“

„Natürlich!“ sagte Frau Anna, „wenn es schnell gehen soll! — So mach doch einmal ohne Papiermesser auf!“

Der Oberstlieutenant sah sie groß an.

„Ja!“ sagte er dann mit tiefer Verachtung, „Du bist das imstande, Anna, den Umschlag so mit dem Zeigefinger im Bickad aufzureißen — das kann ich nicht — so etwas ist angeboren!“

Anna schwieg — nicht aus Friedensliebe, sondern um die Verhandlungen nicht zu verlängern; Liesbeth brachte das Papiermesser.

Der Vater nahm es, begann aber noch nicht den Brief aufzuschneiden, sondern wiegte verwundert den Kopf und sah das corpus delicti an.

„Was ist denn nun wieder?“ frug seine Frau mit vor unterdrückter Ungebuld zitternder Stimme.

„Komisch!“ bemerkte der Oberstlieutenant sinnend, „die Postmarke ist links unten aufgeklebt — sonst sitzen sie doch immer rechts oben!“

Anna verschränkte die Finger, warf einen Blick nach oben und deutete durch beredtes Mienspiel ihre Ansichten über die Männer im allgemeinen und über den ihrigen im besondern an. Die Zeit verstrich.

Endlich öffnete der Vater den Brief.

„Von wem ist er denn?“ frug die Frau.

„Ich muß doch erst lesen!“ gab der Oberstlieutenant mit erhobener Stimme zurück.

Die zitternde Erwartung seiner Frau und Tochter bemerkend, hielt er es für pädagogisch, diese unbefugte Neugier noch nicht zu befriedigen. Er los mit staunenswerther Langsamkeit und verschärfte die Qual seiner Damen noch, indem er durch lebhaftes Mienspiel, Lächeln und kurze Ausrufe wie „aha!“ oder „nun sieh' mal!“ auf einen höchst interessanten Inhalt des vorenthaltener Schreibens schließen ließ.

Endlich war er fertig. Er erhob sich, legte den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Nun bitte!“ rief Anna empört, „Du wirst uns doch wohl mittheilen, was Du erfahren hast, Emil!“



„Eigentlich wäre ich dazu durchaus nicht verpflichtet,“ erwiderte Emil, der heut seinen unausföhllichen Tag hatte, „aber da Euch ein Theil des Inhalts mit angeht, will ich ihn Euch nicht verschweigen. Mein alter Freund General Binder schreibt mir, daß sein Junge ein Kommando zur Centralturnanstalt bekommen habe und in den nächsten Tagen hier durchkommen werde. Er bitte, sich uns dann vorstellen zu dürfen.“

„Ein Lieutenant?“ fragte Liesbeth mit großen Augen.

Der Vater lächelte — zum ersten Male an diesem Morgen.

„Ja!“ sagte er, „Du thust ja, als wenn Du noch nie einen Lieutenant gesehen hättest!“

„Wenigstens noch nie gesprochen!“ betonte Liesbeth wehmüthig, die sich entschieden durch diesen Mangel um eine der wichtigsten Lebensfreuden betrogen fand.

„Wird auch noch kommen!“ meinte der Vater behaglich,

„Du kannst Dich vorläufig noch mit mir begnügen — ich bin ja auch einmal Lieutenant gewesen.“

„Gewesen!“ wiederholte Liesbeth bedeutsam. „Aber Papa,“ rief sie dann plötzlich, „das ist wohl der Bruder von Gina Binder, mit der ich in der Pension zusammen war!“

„Freilich — die liebtest Du ja so!“ sagte der Vater jetzt wohlgelaunter und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Bitte, komm vor Tisch nicht wieder hier herein, Emil,“ rief ihm seine Frau noch, „wir fangen mit dieser Stube an und haben schon dreiviertel Stunden verloren!“

„Sei unbesorgt,“ gab der Oberlieutenant zurück, „ich gehe bis zu Mittag aus. Großes Reinmachen ist kein so besonderes Vergnügen für mich, daß ich mich noch extra dazu setzen sollte!“

„Weiter fehlte mir auch nichts,“ bemerkte die Mutter, als sich die Thür hinter dem Hausherrn geschlossen hatte,

„das wäre das Angenehmste, was ich mir denken könnte!“

„Ich hätte Dir ja gut helfen können, Mama,“ sagte Liesbeth bedauernd, „kann ich nicht heute einmal aus der dummen Litteraturstunde wegbleiben?“

„Nein,“ entschied die Mutter, „Du hast erst vorigen Freitag verfaunt — um zehn Uhr gehst Du ab!“

Das Hilfs-corps, eine noch nicht erprobte Scheuerfrau — die gewohnte konnte nicht kommen — und die Köchin wurden nunmehr aufgeboden, und binnen wenig Minuten war das behagliche Wohnzimmer in ein Chaos verwandelt, in welchem Stühle ihre vier ungraziösen Beine in stummer Anklage gegen die Decke streckten, die Familienbilder wehmüthig mit dem Kopfe an der Wand lehnten, und gardinenlose Fenster hohlhängig auf dieses Bild der Unge- mütlichkeit starren.

Amalie, die bereits oben erwähnte Köchin, freidebleich und mürrisch, mit einem vorwurfsvollen Tuch um den Kopf, erklärte auf die theilnehmende Frage der Mutter nach ihrem Befinden, „es wäre ihr in den Magen gekommen!“ ein unbestimmtes „es“, welches sich nach dem Vorgefallenen nur auf das — übrigens inzwischen wieder eingefangene — Eichhörnchen deuten ließ.

Die leidende Amalie betheiligte sich unter herausforderndem Nachhaken an der allgemeinen Thätigkeit und hielt halblaute Selbstgespräche, in denen die Wendung „der Mensch kann nicht mehr wie arbeiten“ — „der Mensch kriecht eben so lange, bis er liegen bleibt!“ eine wohlklingende Begleitmusik zu ihren Leistungen bildete.

Die Stimmung der Mutter wurde in Folge dessen natürlich nicht gerade ausgelassen heiter.

Die Scheuerfrau, die sich einer namenlosen Bildung erfreute und, um diese zu beweisen, jedes Glas ohne ersichtlichen Grund „Pokal“ nannte, war entschieden in Fremdwörtern gewandter als im Aufräumen. Sie schmettete alle Augenblicke zerbrechliche Gegenstände wie Fanfaren durch die Luft und jonglirte in einer so betrübenden Weise mit den Porzellanschätzen des Hauses, daß man sich immerfort lebhaft an einen Folterabend erinnert fühlte.

Nur eine abscheuliche gemalte Kachel, durch die eine böse Freundin der Familie diese einmal recht gekränkt hatte, und

auf deren Zerbrechen man schon öfter Belohnungen gesetzt hatte, trotzte auch diesmal mit eiserner Stirn jedem Unfall und ging heil und häßlich aus den drohendsten Gefahren hervor. Das diesmalige Aufräumen war ihr übrigens als letzte Gnadenfrist gestellt, und sie sollte, wenn sie wieder ganz blieb, dann sofort auf einen Bazar zu wohlthätigem Zweck geschenkt werden — den bewährtesten Arbeiter für alle unbrauchbaren und verhassten Gegenstände eines Haushalts.

Angefißt des Zerstörungstriebes der helfenden Scheuerfrau kommandirte die Mutter diese in die Küche, wo sie unter dem eisernen Geschirr entschieden unschädlicher toben konnte; als aber Frau Anna von diesem Absteher und den dazu gehörigen Anweisungen ins Wohnzimmer zurückkehrte, fand sie ein neues Unheil vor.

Die Köchin, die heut jeder schonte wie ein rohes Ei, und die schon in jeder Ecke verstopften Baldriantropfen aus einem Kläpchen gekneipt hatte, saß in einem Lehnstuhl zusammengekauert und überraschte ihre Gebieterin durch die Erklärung, der Magenkrampf „schmiss sie bis an die Decke!“ — was ja jedenfalls als eine achtbare Leistung anzusehen war.

„Nun, Amalie,“ sagte die Hausfrau gefaßt, „da müssen Sie eben zu Bett gehen — wir werden schon sehen, wie wir fertig werden!“

Nach einem kurzen, edlen Wettstreit ließ sich denn Amalie bewegen, sich selbst für invalid zu erklären, und wankte unter der heiteren Versicherung, daß sie „am liebsten so schreien möchte, daß man es Häuser weit höre“, in ihr etwas abgelegenes Gemach, wo sie dieser Neigung ohne jegliche Störung von seiten der Außenwelt obliegen konnte und wohin sie den ewig warmstehenden ungeheuren Topf voll Kaffee mitnahm, der zu jeder Köchin so untrennbar gehört wie die Gule zur Minerva.

Die Zurückbleibenden, Mutter und Tochter, sahen sich verstört und rathlos an.

„Natürlich muß die Amalie heut krank werden,“ nahm die Mutter endlich mit einiger Bitterkeit das Wort, „aber Liesbeth, nun hilfst es nichts — Du mußt nun doch von der Litteraturstunde zu Haus bleiben und mir helfen!“

„Hurrah!“ rief Liesbeth lustig und warf das Staubtuch, mit dem sie eben beschäftigt gewesen war, in die Luft, „was geht mich die Litteraturstunde an? Du weißt doch, Mutter, daß ich zehmal lieber hier helfe, als in die dummen Stunden gehe, wo ich doch nur schlafte — wir haben noch dazu heut den alten Sebastian Brant mit seinem Narrenschiff — auf den habe ich immer einen Haß gehabt! Darf ich mich richtig zum Reinmachen anziehen? Bitte, Mama!“

„Kindschopf!“ sagte die Mutter lachend und strich ihr über die Wange, „mach Dir die Arbeit nur zum Spiel, obwohl das mit bald sechzehn Jahren auch aufhören könnte!“

Als Liesbeth nach wenig Minuten wieder ins Zimmer trat, war sie ihrer Aufgabe gemäß verwandelt. Die Kleiderärmel, bis über die Ellbogen aufgestreift, ließen zwei zierliche Arme frei, eine mächtige, dunkelblaue Lappschürze verbergte das Kleid vollständig und ein türkisch buntes Tuch, das wie bei den böhmischen Obstfrauen um den Kopf geknotet war, stand allerliebste zu dem frischen, feinen Gesichtchen.

Die Mutter betrachtete ihr reizendes Töchterchen mit heimlichem Wohlgefallen.

„So ist es ja ganz ordentlich,“ sagte sie lächelnd, „und nun werde ich einmal sehn, ob Du schon vernünftig bist! Ich muß draußen in der Küche und Speisekammer nachsehn und übertrage Dir, diese Stube jetzt ganz fertig zu machen. Das Größte ist ja geschon, jetzt nimm Dir alle Pappsachen noch einmal vor, wasche sie gründlich ab und stelle sie wieder an ihren Platz. Die guten Krüge konnte ich der ungeschickten Person draußen doch nicht in die Hand geben! Wie das heute werden soll, weiß ich nicht!“ (Schluß folgt.)



Der Sprung im Glase.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall.

Sieh nach der Mutter, Maria," fuhr er dann plötzlich auf, „sie härt sich allein, die Arme! Gott, wenn ich denke, wie schön und heiter die Laura war; wie Du, Maria, gerade wie Du!"

„Und Du hast sie traurig gemacht, Du und das häßliche Glas da oben!" brach das Mädchen plötzlich los. „Es giebt keinen Zufall, aber auch keine Klagen, Gläser, Reiter, die Einfluß haben auf unser Geschick. Keinem Schulkind kann man das heutzutage mehr weismachen; nur einen giebt es, der es lenkt und leitet auf dem Meere, auf dem Lande, der allmächtige Gott. Wer auf ihn fest vertraut, sagte unser alter Lehrer, der segelt nicht irre: wer aber folchem Teufelspuk mehr Glauben schenkt, den schlägt er mit Blindheit, daß er die Wahrheit nicht mehr sieht!"

Bill hatte sich emporgereicht und starrte in das von der Nachtlampe matt erleuchtete, geröthete Antlitz seines Kindes. Die blauen Augen leuchteten seltsam, sie sprach wie einer inneren Eingebung folgend, gottbegeistert; der Schleier wich einen Augenblick von seiner verfinsterten Seele, er sah die Wahrheit.

„Maria," sagte er mit gebrochener Stimme, „hole die Mutter!"

Das Mädchen sprang freudig auf. Da öffnete sich die Thür, ein alter, vornübergebeugter Seemann trat herein, scharfen Fischgeruch verbreitend, hinter ihm, die Schürze vor den Augen, Laura, die den Bögern vor sich her schob.

„Was giebt's, Haje? Glücklich zurück? Gut eingekauft? Warum kommt Ball nicht selbst, dem ich den Kutter anvertraut habe?"

Der alte Haje winkte traurig mit der Hand.

„Der kommt nicht mehr, der Ball —" er würgte bedenklich und zerknüllte die gefrickte Haube in den Händen. „Mein Gott, raus muß es doch — übersegelt im Nebel von einem Schweden!" — und er strich mit der flachen, knöchernen Hand wagerecht durch die Luft.

Ein gelles Lachen schallte durch die Stube, daß das grüne Glas zu klingen anfing.

„Was sagte Dein alter Lehrer, Maria? Wer auf ihn vertraut, der segelt nicht irre! — Ich vertraue auf dich da oben, braver alter Scherben! haha! und segle überhaupt nicht mehr!"

Bill schlug in einem Anfall von Wuth mit beiden Fäusten gegen die Wand.

„Necht ist's aus mit der Plackerei! Laura, bring' von dem alten Gin, Haje muß den neuen Spas erzählen, ich will ihm aus dem braven Glas da oben vortrinken. Gin, Laura! Was guckst Du denn so unheimlich?"

„Bill, nur das nicht, das wäre das Ende!" flehte unter Thränen sein Weib.

„Herrgott, das auch noch! Bring' Gin, oder ich kriech in die Kneipe!"

Laura entfernte sich. Haje kratzte sich verlegen im Haar.

„Mutter, Du bringst keinen Gin, der Vater ist krank und darf ihn nicht trinken. Ich dulde es nicht. Haje kann unten bewirthet werden."

Der Ton in Marias Worten duldete keinen Widerspruch.

Haje drückte sich schon aus dem Krankenzimmer, Laura blieb zaghaft unter der Thür stehen.

„Maria, hab' Erbarmen!" flehte Bill mit glühender Stirn.

„Nur ein Gläschen! Ich ertrage es nicht ohne Gin! Ich wollte ja eben Deinen schönen Worten glauben, merktest Du es nicht? O, es sind ja schöne Worte, aber nur für die Schule, Kind, nicht für das Leben! Da, da kam das Schicksal selbst in der Gestalt des Haje zur Thür herein, um Dich auszulachen — und das Glas! — kring! kring! — ich hörte es deutlich. Maria, Gin, oder ich erwürge mich!"

Er schnürte sich den Hals zu mit krampfhaften Händen. Maria löste sie gewaltiam, ihre klaren Augen waren mit liebevollem Ernst auf den Vater gerichtet, und wirklich beruhigte er sich unter dem stetigen Blick.

„Hat Dir das graufame Schicksal nichts mehr gelassen als ein Glas Gin? Liegt die Mutter, liegt Dein Kind auch auf dem Grund der Nordsee? Stehen sie nicht hier vor Dir mit inniger Liebe im Herzen und wollen alles mit Dir tragen?!"

Bill schloß die Augen vor Scham.

„Mutter!"

Laura näherte sich mit dem gewohnten, zaghaften Schritt. „Zieh' auf uns, Vater!" redete Maria eifrig weiter, „ich bin jung, habe kräftige Arme, die Mutter hat nur der Gram gebeugt, — ein gutes Wort, und der böse Zauber muß weichen. — Sprich es aus!"

Seine Brust hob sich zitternd, und seine jetzt fest auf Mariens Antlitz ruhenden Augen blickten unsicher durch Thränen.

„Maria! — Laura!"

Er streckte die Arme weit aus, sie zu umfassen. „Verlaßt mich nicht!"

Der alte Haje stand noch immer draußen vor der offenen Thür, er wollte seinen Gin doch nicht einbüßen, über dem Anblick vergaß er ihn aber ganz — er hätte auch lang warten können. Er wischte sich mit der schmutzigen Mütze über die Augen.

5.

Bill war nicht mehr jung und sein Beinbruch war schwer. Die Heilung ging langsam trotz der vortrefflichen Pflege, und zu Bills Geschäft gehörten vor allem gesunde Knochen. Wenn ihn auch die Frauen von seiner Absicht, gar kein Schiff mehr zu kaufen, glücklich abgebracht hatten, so wollte er doch vorderhand nichts von einem solchen wissen. Was wollte er denn in diesem Sommer noch damit machen? Es anderen Leuten anvertrauen? Das wollte er nicht noch einmal probieren. Laura mußte sich so befehlen, Maria, die jetzt achtzehn Jahre alt war, half ja auch wacker mit, so wacker, daß er sich selbst ganz überflüssig fühlte und am liebsten hinüberhinfte in die Seemannskneipe zu den alten Kameraden. „Man bleibt dann doch im Fahrwasser und verweichlicht nicht ganz," pflegte er zu sagen.

Dort in der „Grünen Anker" fand er stets aufmerksame Ohren für seine Leidensgeschichte, beim Gin werden alle Sünden vergeben. Er hatte ganz recht, hieß es da, daß er die sintende „Laura" verließ, daß er sich kein neues Boot kaufen wollte, man soll einen Wink des Schicksals verstehen — ein Sprung im Glas der Braut am Hochzeitstag! da gehört überhaupt ein verdammter Kerl dazu, der sich da noch auf die See wagt — übrigens habe jetzt das Schicksal wohl ausgetobt und er könne nun in aller Ruhe seinen Gin trinken und die Weiber arbeiten lassen, die ja doch immer an allem Unglück schuld seien.

Solche Reden sog Bill gierig ein, diese Leute meinten es wirklich ehrlich mit ihm! Was hatten sie denn davon? Die gute Kameradschaft machte sie so besorgt, während sein eigenes Weib und sein Kind es kaum erwarten konnten, bis er wieder den Gefahren der Seefahrt sich aussetzte.

Unterdessen kam der Spätherbst heran, der Winter stand vor der Thür, der dem Handel in dem kleinen Häuschen gefährlich zu werden drohte. Die Schifffahrt steht dann still, die Kunden bleiben aus und auch die Waren.

Als Bill eines Tages mit schwerem Kopfe aufstand und nach seiner Tochter fragte, erklärte ihm Laura, Maria habe selbst einen Kutter gemiethet und sei mit dem alten Haje fortgefahren, alle Geschäfte für den Winter zu besorgen.

Bill erschrak heftig bei dieser Nachricht. Seine Maria in dieser rauhen Jahreszeit mit Haje auf einem Segler draußen auf der Nordsee! Jetzt sollte es sich vollenden, sein Schicksal, jetzt sollte der Hauptschlag kommen, gegen den alles andere, was schon geschehen, nichts war! „O, das Glas! das Glas!" jammerte er, schalt Laura eine schlechte Mutter und ging von neuem in die „Grüne Anker", seinen Kummer, seine Sorgen zu vertrinken.

Unterdessen segelte Maria unbedrossen in dem Wattenmeer von Insel zu Insel bis nach Kombe hinauf und füllte den Kutter mit Vorräthen aller Art.

Auf Oland saß noch immer Claus, der Richter, der Patriarch der Halligen, der Großmutter Holbe Bruder. Den wollte Maria besuchen, sie hatte ihn nicht mehr gesehen seit ihrer Kindheit, seit damals, als er mit dem unglücklichen Vater kam, der das schöne Schiff verloren hatte. Sie hatte die milden Trostesworte, die der Greis dabei zur Mutter gesprochen, nicht vergessen, vielleicht wußte er auch jetzt Rath gegen des Vaters schlimmes Uebel, gegen den Gin.

Sie fuhren über die Stelle, wo die „Laura“ verunglückt war. Maria forschte vergeblich nach einem Zeichen; dann fuhren sie in den Wattstrom, der Oland durchschneidet, bis dicht vor Claus Buikstoots Werfte.

Ob er wohl noch lebte? Das Haus lag so still, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Wenn Claus am Ende allein, verlassen gestorben wäre! Auch Haje äußerte Besorgniß und meinte, das sei schon oft vorgekommen bei so alten Leuten.

Die Hausthür war offen. Maria horchte im Gange. — Was war das? War sie denn im falschen Haus? Eine kräftige Mannesstimme ertönte, Gelächter, dazwischen das heisere Richern eines Greises.

Sie klopfte, und „Herein!“ rief es von drinnen.

Ein großer blonder Mann stand vor ihr, der die Decke der Stube fast mit den Haaren streifte; in dem Lehnstuhl beugte sich der halbblinde Claus weit vor.

„Wer kommt denn, Jakob?“ fragte er.

„Deiner Schwester Enkelkind, die Maria Lührsen aus H., und ihr Bootsmann Haje,“ rief laut das Mädchen, des Greises Hand ergreifend.

Der sah mit zitterndem Haupt an der hohen Gestalt hinauf.

„Die kleine Maria, meiner Schwester Enkelkind, und — und — wer?“

„Mein Bootsmann, hier, der alte Haje —“

Sie zog den zögernden Alten aus dem Winkel.

„Und Bill Lührsen, Dein Vater?“

„Ist krank — lange schon — hat das Bein gebrochen — nun muß ich das Geschäft besorgen. Geht auch herrlich! Nicht wahr, Haje? Gott, ist's auf dem Meere schön! Und da bin ich, um Dich zu besuchen!“

„Und hoffentlich ein bißchen auszuruhen von der Fahrt,“ mischte sich der junge Mann dazwischen, der seither zurückgetreten war; „ein Mädchen wie Sie bei der Jahreszeit in einem so jämmerlichen Kasten, wie ich da unten sehe, unter Führung eines —“ er stockte und blickte auf Haje — „gewiß erfahrenen, aber doch schon hochbejahrten Seemannes!“

Maria kehrte sich mißmuthig nach dem Sprecher um.

„Was kümmert Sie der ‚jämmerliche Kasten‘ und der ‚hochbejahrte Seemann‘?“

Aber plötzlich schien alle Kühnheit, aller Troß sie zu verlassen. Sie erröthete tief, schlug die Augen nieder vor dem lächelnden Mann und trat unwillkürlich näher zum Großvater.

„Jakob Tönnigen, Kapitän, der Sohn meines alten seligen Freundes,“ stellte ihn Claus dem Mädchen vor.

„Des Tönnigen mit dem Kolf?“ fragte neugierig Maria.

„Ja, der Sohn des Tönnigen mit dem Kolf, ganz recht, Fräulein Maria, der gekommen ist, das Grab seines Vaters zu besuchen. Sie glauben wohl an die Geschichte mit dem Kolf?“

Maria zog verdrossen die Lippen hinauf.

„So wenig als Sie.“

„Ich wollte Sie nicht kränken, ich dachte nur — wir sprachen eben von Ihrem Vater.“

„Ich hätte etwas geerbt, meinen Sie! Wenn man das so mitmacht von Kind auf, Herr Kapitän, das Unheil, welches ein so häßlicher Aberglaube in einem Menschenleben anrichten kann, dann haßt man den Unsinn.“

Der aufsteigende alte Groll röthete ihr von den goldblonden Flechten umrahmtes Gesicht. Maria war in diesem Augenblick wunder schön.

„Was macht denn der Bill?“ redete der Alte dazwischen, der nichts von allem verstanden hatte. „Schwört er noch immer auf das zerprungene Glas? Sonderbar! Sonderbar!“

Maria war sichtlich verlegen, sie schämte sich vor dem Fremden.

„Ich weiß alles, Fräulein Maria,“ beruhigte sie Jakob Tönnigen. „Erzählen Sie nur, wir sind uns ja nicht fremd!“

„Nicht fremd?“

„Nicht ganz, das Schicksal unserer Väter schlingt ein Band zwischen uns. Erzählen Sie nur, lassen Sie mich ruhig zuhören!“

Er sprach so herzlich, so einfach; sie schämte sich nicht mehr vor ihm. Und sie erzählte dem Greise ihr junges, hartes, entsagungsvolles Leben voll kindlicher Liebe, männlicher Thatkraft und heiligem Gottvertrauen. Sie bat ihn um Rath für das schwere Seelenleiden, dem der Vater verfallen war, wie sie den Geliebten retten könne von dem häßlichen Wahne, der ihn ganz beherrsche.

Sie vergaß in ihrem kindlichen Eifer ganz den Mann im Hintergrunde des Zimmers, dessen Augen trunken an dem schönen, edlen Geschöpfe hingen.

Claus, der Richter, hörte mit bedrückter, sorgenvoller Miene dem Mädchen zu. Er erinnerte sich wohl, wie er selbst damals am Hochzeitsabende erschauerte, als das Glas zerbrach in den Händen der Braut beim Trinkspruch auf die beiden Lauren; er war zu alt zum Heucheln, und doch that ihm das Herz so weh beim Anblick dieses zerstörten jungen Lebens. Wie hilfe suchend blickte er auf Jakob, dem die Farnesader schwoll bei der Schilderung von Bills unverantwortlichem Treiben.

Jah sprang er in die Höhe und seine Augen flammten. „Ich will ihn heilen, Maria, den Vater!“ rief er.

Das Mädchen sah ihn groß an. Er war so schön in seiner Erregung; sie wäre ihm am liebsten zu Füßen gefallen und hätte ihn angefleht, gleich mit ihr zu kommen, so glaubte sie an seine Kraft.

„Du kennst Bill Lührsen nicht! Bill ist mißtrauisch gegen Fremde, nimm Dich in acht,“ meinte Claus bedächtig.

„Ich will ihm bald kein Fremder mehr sein,“ erwiderte Jakob mit einem Blick auf Maria, der das Mädchen wie ein Blitz durchfuhr. „Laß mich nur machen — ich habe Eile — mein Schiff liegt auf Solt, ich habe Befehl nach Liverpool, dann geht's nach Bremen. In drei Monaten längstens bin ich mit meinem Heilmittel bei Ihnen in H., Fräulein Maria. Vergessen Sie unterdeß den Jakob Tönnigen nicht!“

Er reichte ihr die breite Hand und ließ lange die ihrige nicht. „Nicht vergessen, hören Sie, sonst wirkt das Mittel nicht, und Du Claus kommst nach H., wenn es gewirkt hat, das verspricht Du mir!“

Claus sagte herb lächelnd zu. „Und wenn ich nicht mehr komme, trinkt auf mein Wohl und gebt fein acht beim Anstoßen.“

Jakob eilte die Werfte hinab zu seinem Segelboot, das im Wattstrom seiner wartete.

Maria fühlte einen heftigen Schmerz im Herzen, sie preßte die Hand darauf und sah dem Scheidenden regungslos durch das Fenster nach.

6.

In starren Fesseln lag der Mastenwald im Hafen von H. Dichter Nebel braute ununterbrochen über der Stadt und kürzte den Tag.

In der „Grünen Auster“ ging es immer gleich lebendig zu, bis spät nach Mitternacht leuchteten die mit blutrothen Vorhängen versehenen Fenster.

Da saßen die Stammgäste an dem mit grünem Wachstuch überzogenen Tisch: Schiffsmatler, Viehhändler, einige Kapitäne, die in H. ihr Winterquartier aufgeschlagen hatten; und mitten unter diesen Ehrenwerthen saß Bill Lührsen, „der Herr Kapitän“, wie er hier genannt wurde. Seine jetzt heisere, aber noch kräftige Stimme war immer hörbar, er wußte stets etwas Neues, wußte überall Bescheid, sprach in großartiger Weise von seinen Leistungen, zudte die Achseln über andere, übte die schärfste Kritik — ja, wenn er so ein Glücksvogel gewesen wäre wie der und der, was er dann geworden wäre! — und dann ging's los über sein Pech, das alles je Dagewesene übersteige. Dabei trank er Glas auf Glas des feurigen Trankes in seinem Kneipzorn.

Später, als die alten Geschichten, die man sich allabendlich erzählte, nicht mehr genigten, griff man zu den Karten, natürlich nur zum Zeitvertreib, nicht etwa des Geldes halber.

Bill hatte erstaunliches Glück und eine tolle, fieberhafte Freude an diesem Glück. Er war der erste, der einen höheren Satz vorschlug, er fand wenig Widerspruch — „wenn er will, wir halten's aus!“ mochten seine Klumpane denken. Auch das gewöhnliche heimische Spiel paßte nicht mehr, es ging zu langsam und wozu denn das Hirn sich dabei abmühen, das Zufallsspiel, das war sein Fall! Es prickelte ihm in allen Nerven, wieder einmal, zum letzten Mal, wie er sich sagte, die große Frage an das Schicksal zu stellen. Verluste, die sich bald einstellten, machten ihn nicht irre, er entwickelte plötzlich einen ungewohnten Widerstand und Troß gegen sein Verhängniß.

Laura wagte nur einmal eine Einwendung. Die spärlichen Einnahmen litten ja keine solchen Ausgaben. Da kam sie aber gut an!



Gran, schau, wem!
Nach einer Zeichnung von F. Specht.

„Wer ist der Herr im Hause? Etwa weil ich das Unglück gehabt habe, mich Dir zuliebe zum Krüppel zu fallen, soll ich mich in die Ecke stellen lassen und um mein Brot betteln? Nette Liebe das! und dafür ein Leben geopfert!“ so fuhr er auf die unbecommene Mahnerin los.

Die arme Frau hoffte auf Maria, er liebte ja sein Kind, ihren Bitten würde er nicht widerstehen können. Doch sonderbar, Maria lächelte immer so geheimnißvoll und wiederholte stets: „Gieb ihm nur, es wird bald anders werden.“

Erst als drei Monate in dieser den Hausstand vernichtenden Weise vergangen waren, zeigte sich in Marias Wesen eine auffallende Unruhe, ein ständiges ängstliches Warten, und oft über- raschte die Mutter sie, wie sie in Thränen aufgelöst in einem Winkel ihrer Kammer saß.

So verstrich der Winter — ein trüber Sommer schlich vorüber, und langsam nahmen die Tage wieder ab. Mehr und mehr brannte das Hoffnungsflämmchen in Marias Herz herab und nur mit dem letzten Rest ihrer Seelenstärke klammerte sie sich noch an Jakob Tönningens Worte: „Nicht vergessen, sonst wirkt das Mittel nicht!“ Nein, vergessen wollte, konnte sie ihn und seine Verheißung nicht. —

* * *

Mänschenstill war es am Stammtische in der „Grünen Auster“, selbst die Karten fielen lautlos auf das grüne Tuch. Die Köpfe waren erhitzt, man spielte heute besonders hoch, ein fremder Seemann betheiligte sich, und es wäre doch ein Hauptpaß gewesen, den hübsch hereinzulegen.

Er saß neben Bill, der heute wieder seinen Pechtag hatte. Sein Gesicht war bleich, seine Hände zitterten, wenn er das Glas Gin zum Munde führte, seine Gestalt war auf den Tisch herabgebeugt, und seine gierigen Blicke auf das sich zusehens mehrende Geldhäufchen des Fremden entgingen diesem nicht.

Bill verlor den größten Saß, der heute gestanden hatte, er lachte wild auf, zerete an seinem ergauten Haar und wischte mit einer krampfhaften Bewegung der Hand seinen ganzen Geldvorrath seinem Nachbar, dem Fremden, zu.

„Fertig!“ keuchte er. „Ihr versteht's — dürft Euch übrigens nichts einbilden drauf. Habt Ihr von Bill Lührsen noch nicht gehört, dem berühmten Pechvogel? Der bin ich!“

„Der Kapitän Bill Lührsen?“ fragte erstaunt der Fremde. „Das freut mich. Habe freilich schon gehört von ihm. — Jakob Tönningen!“ stellte er sich vor.

Bill wich zurück, er mußte sich am Stuhle festhalten. „Tönningen? Wirklich Tönningen?“ schrie er und brach dann in ein tolles Gelächter aus. „Verwandt mit dem verstorbenen Kapitän Lars Tönningen?“

„Sein Sohn sogar.“
„Lars' Sohn? Und mit dem —? Haha! Das sieht mir gleich, gegen den seh' ich meinen letzten Heller! Lars' Sohn! Wenn's jetzt nicht klar ist! — Gin! Gin!“ brüllte er, sich von neuem setzend und den Mann starr betrachtend, „spielt nur zu, ich bin fertig.“

„Unfinn, Kapitän! Was fertig? Hier!“ widersprach Jakob Tönningen und schob ihm einen Haufen Geld zu. „Kredit, so viel Ihr wollt, und Ihr werdet sehen, Ihr gewinnt jetzt!“

„Gegen Lars Tönningens Sohn?! — Wißt Ihr denn, daß wir — Gott, wo soll ich da anfangen? Die See fraß ihn vor meinen Augen; eine Kage war sein ganzes Unglück! Ja, eine einfache Kage! Das versteht Ihr nicht, nicht wahr? Und meines ist ein Glas! Ein einfaches, zersprungenes Glas! Ich sag' Euch, ganz dieselbe Geschichte. Wir mußten lachen, so oft wir uns sahen, nur als wir uns zuletzt sahen, da lachten wir nicht, da nicht — und jetzt sehe ich mein Letztes gegen seinen Sohn, gegen Lars' Sohn! Ist das auch ein Zufall? — Sei's denn! Zum Schluß der dummen Geschichte!“

Er machte sich bereit, das Spiel fortzusetzen. „Aber die Geschichte von der Kage und dem Glas muß ich dann hören,“ meinte der Sohn Lars', dem das närrische Benehmen Bills nicht aufzufallen schien.

„Sollt Ihr hören! Werdet dann manches begreifen, was Ihr vielleicht über mich gehört habt.“

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Bill gewann jeden Saß. Der Fremde war nämlich so unvorsichtig, sich jedesmal in die

Karten sehen zu lassen, und Bill bejamm sich keinen Augenblick diesen Vortheil zu benutzen, es war ja sein Geld, das er zurück gewann! Er hätte jetzt nimmer aufhören mögen — das Häufchen vor ihm stieg höher und höher, vielleicht war gar alles wieder gut zu machen — die „Laura“, das gebrochene Bein, der Mutter. Wenn es ihm nur nicht immer gewesen wäre, als säße Lars neben ihm mit den hinausgezogenen Augenbrauen und auf seinen Schöß' Ross, der Vater, mit zugekniffenen Augen!

Die anderen merkten das falsche Spiel des Kapitäns und verlangten plötzlich den letzten Rundgang.

Bill athmete auf wie von einer furchtbaren Qual befreit. Jakob Tönningen hatte eine große Summe verloren, doch er mußte reich sein, er sprach kein Wort darüber. Er schob nur die Karten beiseite und sagte: „Nun die Geschichte von der Kage und dem Glas!“

Die Tischgesellschaft machte sich spöttische Zeichen, sie hatte sie schon so oft, unzähligmals oft gehört.

Bill war heute in seiner Laune; der hohe Gewinn, der reichliche Gin — er konnte kein Ende finden. Der Kapitän schien sein Gesinnungsgegenste zu sein; besonders die Geschichte mit dem Glas erschien ihm sehr bedenklich; er begreife ganz wohl, wie einem so etwas nicht mehr aus dem Kopfe gehen könne, und da sei einmal sicher, es gäbe Dinge auf der Welt, die sich nicht erklären lassen. Dann fragte er nach Bills Familie, was die davon denke, und erstaunte nicht wenig, zu hören, daß seine Tochter nicht daran glauben wolle, was doch sonst Mädchenart sei.

Schwer geladen wollte Bill lange nach Mitternacht nach Hause am Arme Jakobs, der noch manche Fragen nach seine Tochter that, die dem Vater, wäre er in nüchternem Zustand gewesen, aufgefallen sein müßten. Mit dem sicheren Versprechen eines Besuchs verließ Jakob den Alten.

Laura wachte noch; sie hatte sich fest vorgenommen, heut mit Bill ein ernstes Wort zu sprechen, es ging so nicht mehr fort, es fehlte bereits am Nöthigsten; sie hatte im geheimen bereits Hausrathgegenstände veraußert, um die Geldbedürfnisse des Mannes zu befriedigen.

Das war ein bitteres Wachen! Ein Glück, daß Maria den Schlaf der Jugend schlief, das Mädchen hätte sie gewiß an ihren Vorhaben gehindert, das mit jeder Stunde in ihr fester wurde.

Endlich Stimmen auf der längst verödeten Straße; Laura schlich leise von Marias Seite in das Nebenzimmer, um ihren Mann zu erwarten. Die wankenden unsicheren Tritte die Treppe herauf machten ihr Herz erbeben. Er war in der letzten Zeit recht roh mit ihr gewesen — aber es mußte sein, heute noch bis morgen verlor sie den Muth.

Er trat ein mit einer Laterne.
„Noch auf, Weibchen?“ lachte er, „das freut mich!“
„Bill!“ begann Laura in flehendem Tone, „hab' Mitleid mit uns!“

Er pffif in komischer Weise und schlug auf die Tasche. „Laß' das, Kind, und freue Dich! Runter mit dem Scherben da oben. Ich habe gewonnen, mehr als ich in einem Winte verdienen kann, den ganzen Krempel unten kauf' ich Dir ab!“

Laura kühlte sich angewidert von seinem trunkenen Wesen sie wich zurück.

„Das glaubst Du nicht, Unglücksrabe? Ist aber doch so da —“

Er schüttelte einen Haufen Goldstücke auf den Tisch. „Und von wem, rath' einmal! Wenn es nur nicht wieder eine Falle ist, ich merke so was! Von wem, rathe!“

Er lachte kindisch, mit den Goldstücken spielend.
„Von Lars Tönningens Sohn! Das glaubst Du nicht von Lars Tönningens Sohn, der Gott weiß woher mit einem Saß voll Geld zurückgekehrt ist; von Jakob Tönningen —“

Ein leiser Aufschrei ertönte aus dem Nebenzimmer. Laura fuhr auf.

„Das arme Kind! Kein Wunder, daß es schwere Träume hat! — Ich sag' Dir aber, daß ich dieses Geld verachte!“ fuhr sie mit einer Leidenschaft auf, die Bill an ihr lange nicht mehr gewohnt war — „daß ich nur ein neues Unglück darin sehe. Es wird Dich nur von neuem verlocken, und das Ende wird doch ein erbärmliches sein. Bill, denk' an Maria! Gott hat Dich wieder gesund werden lassen, arbeite wieder! Es ist nicht wahr mit dem Glas, nur dumme Einbildung ist es, die un-

unser ganzes Lebensglück gekostet hat. Ich ahne es längst, wir selbst sind schuld an allem."

"Ei, ei, wie klug auf einmal! Nur damit ich meine Knochen noch einmal riskire!" erwiderte verdrossen Bill. "Einkerbung soll das sein mit dem Glas? Jakob Tönningen selbst gab mir recht! Frag' ihn nur darum, morgen, wenn er kommt."

"Immer Tönningen! Unser ganzes Unglück hängt an dem Namen. Was will er denn hier, dieser Mensch?"

"Was weiß ich! Mir kann's nur recht sein, wenn er länger bleibt. Uebrigens wird er Euch schon gefallen, wenn Ihr ihn einmal seht, ein schöner lieber Mann! Sieht gar nicht so aus, als ob er Unglück bringen könnte. Da nimm', Laura!"

Er reichte ihr eine Hand voll Geld.

"Es ist ehrlich Geld und —" er sah sich lange im Zimmer um — "es fehlt einiges — merk' es wohl — hol' es wieder! Es soll ja anders werden mit mir! Ja, wenn das nur Einkerbung wäre — sagtest Du nicht so? — dann — dann — Herrgott, dann —"

Sein bleiches Gesicht bekam einen ängstlichen Ausdruck.

"Laura —" er griff nach ihrer Hand — "dann wäre ich ein rechter Schurke! Laß' mich jetzt, frag' morgen den Tönningen — er wird Dir sagen, daß es keine Einkerbung ist, daß es so Dinge giebt — jawohl!"

Er warf noch einen verschwommenen Blick nach dem Glas hinauf und wankte dann in seine Kammer. Als Laura nach einer Stunde voll bitterer Gedanken zu Maria zurückkehrte, fand sie dieselbe mit erhitzten Wangen, ein seliges Lächeln um den Mund, als träume sie einen schönen Traum, auf ihrem Lager liegen. Sie beugte sich besorgt mit dem Lichte über sie, da öffnete Maria weit die blauen, feuchten Augen, schlang die Arme um die Mutter und drückte dieselbe fest an sich.

"Endlich!" flüsterte sie.

7.

Bill verbrachte jetzt mit Jakob Tönningen die Abende zu Hause; der junge Mann zog ihn durch seine anregenden Gespräche, Vorschläge und Pläne wieder auf sein früheres Interessengebiet, belebte von neuem seinen Standessinn, erweckte in ihm ein neues Verlangen nach der See, der Heimath seiner Jugend; die bösen Dünste der Kneipe wichen langsam vor der gesunden Atmosphäre, die dieser Mann um ihn verbreitete.

Maria glaubte die Heilung des Vaters schon vollzogen und fürchtete die baldige Abreise des siegreichen Arztes. Sie wollte ihm gewiß ewig dankbar dafür sein, aber doch brach ihr das Herz schier. Sie hatte sich das doch anders gedacht, recht kindlich albern, das sah sie wohl ein, aber er war doch auch schuld daran, was brauchte er sich denn gar so in ihr Herz einzuschleichen, wenn alles nur dem Vater galt!

Da kam er in der dritten Woche seiner Anwesenheit eines Tages im Sonntagskleid und in einem Zustande eigenthümlicher Unruhe. Maria dachte: nun will er Abschied nehmen! und ihr ganzes Wesen krampfte sich zusammen. Er aber trat mit eruster Miene auf sie zu.

"Maria," sagte er, "heute gilt's, ich darf nicht mehr länger zögern mit der Operation, sonst erneut sich das Uebel. Jetzt sprechen Sie, haben Sie Wort gehalten, haben Sie immer an mich gedacht seit unserer Begegnung in Oland, herzlich meiner gedacht?"

Seine Hand drückte fest die ihrige, sein großes Auge ruhte voll heißer Liebe und mit dem Ausdrucke inniger Ueberzeugung auf ihr.

"Mehr, Maria, haben Sie sich nach mir gesehnt? noch mehr — haben Sie mich lieb?"

Das Mädchen sank wonnethäuptet in seine Arme, und er hielt sie lange umfaßt und küßte ihr Blondhaar.

"Dann ans Werk, es muß gelingen!"

Er eilte zum Vater.

"Ich komme, von Ihnen die Hand Ihrer Tochter Maria zu erbitten. Unter uns Seelenten sind lange Borreden nicht Brauch; ich bin jetzt Eigenthümer eines Schiffes, besitze genug Vermögen, mich selbstständig zu machen und eine Familie zu ernähren. Ihre Tochter liebt mich, ich denke, es steht nichts im Wege —"

Bill mit seinem düstern Blick, seinem tiefergrauten Haar und seinen verlebten Gesichtszügen sah greisenhaft aus an der

Seite des blühenden Mannes. Er zuckte schmerzlich zusammen unter diesen kurzen, hiebenern Worten und ein Blick tiefen Mitleides traf den Brautwerber.

"Nichts läge im Wege, Jakob Tönningen," erwiderte er, "wenn ich noch um einen Grad schlechter wäre, als ich so schon bin; dann könnt' ich Euch sagen: da habt Ihr sie und meinen Segen dazu! Ich kann's aber nicht, und Ihr selbst seid schuld daran, daß ich's nicht kann, weil Ihr in der kurzen Zeit, da Ihr hier seid, das Gewissen in mir wachgerufen habt. Ihr fordert von mir Euren Fluch und stürzt, was Ihr gewiß nicht wollt, wenn Ihr sie liebt, Maria in das Unglück! Ihr habt mir selbst recht gegeben, als ich Euch einst mein sonderbares Schicksal erzählte von der Stunde an, wo das Unglücksglas zerbrach an dem Eures Vaters. Die geheimnißvolle Kette von Umständen zwischen Tönningen und Lührsen bis auf Eure jegige Werbung muß Euch selbst zu denken geben. Es ist blöde, ein Menschenschicksal an ein Glas zu hängen, ich weiß es, und hab' mir's tausendmal vorgehalten, und doch sag' ich Euch, es ist mir, als sähe es drohend dort auf mich herab, — ich kann nicht. Ja' sagen, Jakob Tönningen!"

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein ganzes Inneres war in Aufruhr.

Der Kapitän blickte sinnend hinauf zu dem Glas. "Oh, Ihr habt recht, ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen, und das Glas — zeigt mir doch das Unglücksding, das mir mein Liebstes rauben soll auf Erden!"

"Nehmt es nur herab, ich erreich' es nicht mehr, so hat es mir den Rücken gebeugt."

Jakob griff danach und trat an das Licht, das sich in der grünen Wölbung spiegelte, betrachtete es genau und prüfte mit dem Finger. Plötzlich lachte er laut auf — betrachtete wieder das Glas, dann Bill, der ihn nicht aus den Augen ließ.

"Bill Lührsen," sagte er, "Ihr seid ein Narr! Das Glas hat ja gar keinen Sprung, es ist ja nur eine Falte im Glas, welche so aussieht! Na hört, da sieht man doch genauer zu, wenn man so viel darauf hält!"

Bill war kreidebleich geworden, der Mund stand ihm offen, ein Bild des Entsetzens bot er.

"Das läßt Du, Tönningen," röchelte er, mühsam nach Athem ringend. "Es muß ein Sprung sein! Ich sah ihn zwar nur einmal, aber der Klang — her mit dem Glas!"

Mit zitternden Händen entriß er es ihm und drehte es nach allen Seiten.

"Herrgott! Wenn es kein Sprung wäre! Alles einer Täuschung geopfert, ein ganzes Leben — Laura — Maria —"

Er tastete und kratzte wie wahnsinnig an dem Glase herum.

"Heilige Maria, kein Sprung!"

Da entglitt das Glas seinen Händen und zerstückelte in Scherben. Bill sank in die Kniee, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und schluchzte laut. "Kein Sprung!" wiederholte er nur immer wieder verzweifelt.

Tönningen erschrak selbst vor der furchtbar unerwarteten Wirkung seines Heilmittels; doch faßte er sich rasch, die Kräfte mußte eintreten.

"Und da freut es Euch nicht," redete er dem zusammengebrochenen Manne zu, "daß alles nur ein häßlicher Traum war, daß Ihr mir jetzt ohne Gewissensbisse Maria zum Weibe geben könnt, daß Euer Geschick keiner blinden, dunklen Macht überantwortet ist, sondern nur Eurem eigenen Willen, daß derselbe gütige Gott es leitet, der auch das von uns allen lenkt! Das muß Euch freuen, selbst wenn Ihr Euch dabei jagen müßt, daß Euer Wahn, von dem Ihr nun geheilt seid, Euer ganzes Unglück war. Auf, Bill Lührsen, zu neuem Leben! Ich biet' Euch Hand und Herz, sie kennen beide kein Falsch!"

Bill lächelte unter Thränen; er erhob sich, wie aus einem Traum erwachend.

"Ist's denn wirklich möglich! Ein neues Leben! Ein Schiff! Die weite See — mein Weib — mein Kind! Tönningen, es ist zu viel, ich kann das viele Licht nicht allein ertragen. Maria! Laura!" rief er, die Thür öffnend.

Maria eilte herein. Tönningen streckte ihr die Arme entgegen, — sie wußte alles.

"Es ist ja kein Sprung, Laura," rief Bill seinem Weibe zu, "nur eine Falte im Glas, der Kapitän hat es mir deutlich

gezeigt. Ich ließ es fallen vor Freude, da liegen die Trümmer, aber ich versichere Dich, nur eine Falte im Glas — Laura, wir waren rechte Kinder — wie eine Binde fällt es mir jetzt von den Augen! — Kinder? Nein, ein Schurke war ich, Laura, ein erbärmlicher Schurke! Verzeihe mir um des Glückes dieser beiden willen — Deiner Kinder!"

Das war zu viel des Freudensturmes für Lauras im Leid ermüdete Seele; sie warf einen Blick auf die grünen Scherben des Glases am Boden, auf das in sich verjunktene Paar, auf Bill, der sie in seinen Armen hielt. Erst an dem klaren Blick Jakobs, der auf sie trat und ihr die Hand reichte, fand sie ihre Fassung wieder.

Als Claus, der Richter, die freudige Nachricht erhielt, daß das Mittel gewirkt habe und Bill völlig geheilt sei, da eilte er trotz seines hohen Alters noch zur Hochzeit Jakobs und Marias.

Als der Bräutigam nach dem Mahl dem Asten von der Falte im Glase erzählte, die Bill fälschlich für einen Sprung gehalten habe, da lächelte er verschmüht; als man dann wie ein vor zwanzig Jahren das Brautpaar leben ließ und die Gläser hob, rief er:

„Obacht, Kinder, damit es nicht wieder Falten giebt, vertragen nichts, in den Gläsern nichts und nichts in den Gesichtern!"

Alles lachte, nur Bill senkte beschaamt den Blick.

„Lührsen-Tönnigen" heißt heute die größte Reedersirma in O., sie führt einen grünen Römer im Schiffswappen.

Blätter und Blüten.

Das Schenkendorfsdenkmal zu Tilsit. (Mit Abbildung S. 789.)

Am 21. September wurde zu Tilsit das Denkmal für Max v. Schenkendorf enthüllt, ein Werk des Bildhauers Martin Engelle in Dresden-Blasewitz. Es war eine überaus würdige, frohe Feier. Galt es doch, einem der besten Söhne der Provinz in Erinnerung an die ruhmreichste Zeit dieser „Wiege des preussischen Königthums" ein seiner Bedeutung entsprechendes Denkmal zu weihen. Was in den kummervollen Tagen von 1806/1807 das preussische Königshaus zu Tilsit gelitten, was der König Friedrich Wilhelm III. in Remel und Königsberg in den folgenden Jahren zur Wiederaufrichtung des Vaterlandes geplant und geschaffen hat: es ist durch Schenkendorfs Lieder verherrlicht. Dem großen Gedanken der Befreiung des Vaterlandes waren alle seine Kräfte geweiht. Ihm verdanken wir auch das bekannte Lied „Freiheit, die ich meine". Als Hausgenosse des Landhofmeisters von Kuerswalde war es ihm vergönnt, im Schlosse zu Königsberg das Antlitz der Königin Luise zu schauen und ihr in Liedern die felsenfeste Zuversicht auf eine Befreiung des heißgeliebten Vaterlandes vorzuführen. So hat Schenkendorf an seinem Theile dazu beigetragen, daß die edle Dulderin in Zeiten der bittersten Noth die beseligende Hoffnung auf eine bessere Zukunft hegen durfte. Als aber am 19. Juli 1810 die schwergegrüßte Königin Luise an gebrochenem Herzen starb, da gab er dem Schmerze des gesammten Vaterlandes bereiten Ausdruck:

„Mose, schöne Königskroße,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Veten mehr, kein Doffen
Bei dem schredendollen Lose?"

Endlich jedoch nahnte der Tag der Befreiung! In derselben Stadt, welche den tiefsten Fall des Vaterlandes und die herbste Enttäuschung der Königin Luise gesehen hatte, sollte sich auch das Unglück wenden, als am ersten Tage des ewig denkwürdigen Jahres 1813 mit dem Erscheinen des Yorkschen Corps in den Straßen Tilsits jene heilige Begeisterung aufblühte, welche jung und alt um den König scharte und dem getriebenen Preußenvolke die Freiheit wiedergab. Und in dieser Stadt ist der Mann geboren, der der heiligen Streiter Ruhmesthaten durch seine Sangesweisen für alle Zeiten verherrlichte und der Sehnsucht nach einem einigen und mächtigen Vaterlande mit einem deutschen Kaiser an der Spitze herbede Worte verlich.

Diesem Gedanken hat der Künstler die lebendige Verkörperung gegeben in seinem Denkmal. Ein unten $4\frac{1}{2}$ Meter im Quadrat messender, nach oben sich verjüngender Stufenbau aus gestricheltem Granit trägt einen reich gegliederten polirten Granitwürfel mit der Aufschrift auf der Vorderseite:

„Max von Schenkendorf,
geb. in Tilsit d. 11. Dec. 1783,
gest. in Coblenz d. 11. Dec. 1817,"

auf der Rückseite des Dichters Schwur:

„Ich will mein Wort nicht brechen,
Will predigen und sprechen
Vom Kaiser und vom Reich."

Auf diesem $3\frac{1}{2}$ Meter hohen Postamente steht die 2,80 Meter hohe Bronzebildsäule des Dichters. Hochausgerichtet, Begeisterung auf dem edlen Antlitz, die Rechte zum Trenchschwur erhoben, während die Linke die Lieder aus Herz preßt, steht in der Tracht der Freiheitskämpfer, schwertumgürtet die jugendlich straffe Kriegergestalt da, ein Bild der Kraft, in jedem Zuge „zugleich ein Sänger und ein Held".

Maximilians I. Rückkehr nach Gent. (Zu dem Bilde S. 792 u. 793.) Karl der Kühne, der mächtige Herzog von Burgund, war vor den Mauern von Ranzig den Streichen der siegreichen Eidgenossen erlegen und hatte sein stolzes Erbe einer zwanzigjährigen Jungfrau, seiner einzigen Tochter Maria, hinterlassen. Lange schon war diese Tochter dem Erzherzoge Maximilian, dem Sohne des deutschen Kaisers Friedrich III., verlobt, und es hatte sich der seltene und darum für menschliches Empfinden so wohlthuende Fall ereignet, daß wirkliche gegenseitige Liebe einem politischen Handelsgeschäfte — denn das war die Verlobung der beiden gewesen — die Weihe gab. Erzählte doch eine hübsche Legende, daß in Marias

Herzen schon das Bild des deutschen Kaisersohnes eine heisse Leidenschaft entfacht hätte. Und als nun nach ihres Vaters Tode Aufruhr im eigenen Lande und die Ländereien des französischen Ludwigs XI. die Einsame umdrohen, da eilte der ritterliche Maximilian herbei, seine Braut zu schützen und seine Rechte geltend zu machen. Bereits im April 1477, wenige Monate nach dem Tode Karls des Kühnen, fand durch Stellvertretung die Vermählung statt, welche für die Habsburger der Ausgangspunkt zur Gewinnung einer weltbeherrschenden Macht werden sollte. Am 18. August wurde die Hochzeit in Gent prunkvoll begangen, unter dem Jubel des Landes, das sich durch diese Wendung der Dinge der drohenden französischen Herrschaft glücklich entrückt sah.

Aber noch hatte Maximilian den neuermorbenen lotharingen Besitz in einem mehrjährigen wechselvollen Krieg gegen die Ansprüche Ludwigs XI. zu verteidigen, und es gelang ihm auch, die nördlichen Provinzen, das heutige Belgien und die Niederlande, durch den Sieg bei Guinegate im Sommer 1479 zu behaupten. Max selbst hatte im Kampfe mit außerordentlicher Tapferkeit mitgekochten und mehrere Feinde mit eigener Hand getödtet. Um so größer war die Begeisterung für ihn, als der Sieger nun am 7. August 1479 heimkehrte zu seiner schönen Gemahlin nach Gent.

Das ist der Augenblick, den unser Bild darstellt. Auf der Freitreppe des Rathhauses begrüßt Maria ihren ruhmgekrönten Gemahl und bringt ihm den jungen Erstgeborenen des Hauses, Philipp, der später den Beinamen des „Schönen" erhielt, entgegen. Mit glücklichem Aufblick zu der reizenden Gruppe jügel Maximilian sein in prächtiges Stahlgewand gehülltes Streitross und seine kampfesstarke Rechte erfaßt mit zärtlichem Druck das schmale Händchen der lieblichen Frau, die ihm nur zu kurz noch erhalten bleiben sollte. An allen Femtern der engen Gasse zeigen sich die Köpfe der jubelnden Genter, und nur mit Mühe vermag der stämmige Hellebardier im Vordergrund die drängenden Massen zurückzuhalten, die den glorreichen Helden gern in alternächer Nähe gesehen hätten.

Raum $2\frac{1}{2}$ Jahre nachher, im Jahre 1482, starb Maria durch einen Sturz vom Pferde. Ihr Tod war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufruhr im Lande, und nur unter schweren Opfern gelang es Maximilian, Ruhe und feste Ordnung wiederherzustellen. Jenes Knäbchen aber, das auf unserem Bilde dem reißigen Manne seine Fernschritte entgegentritt, wurde der Vater Kaiser Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging.

„Trau, schau, wem!" (Zu dem Bilde S. 801.) Wenn diese drei Wörtchen schon in der menschlichen Gesellschaft Geltung haben, um wie viel mehr müssen sie erst unter Bestien berechtigt sein, und dazu noch unter Bestien in Ostafrika, wo Kultur und Zahmheit erst ihren Einzug halten sollen! Da ist ja eine nette Gesellschaft am Rande des Schunegels zusammengedrungen. Ein junger Löwe, der die Macht seiner Kranten mal probiren möchte, ein Kafferbüffel, einer von seiner Sippe, die schon so viele Menschenleben und darunter die berühmter Forscher auf dem Gewissen hat, und als drittes im feinen Kollegium das hinterlistige Krokodil! Trau, schau, wem! Wird es wohl zum Kampf kommen? Wer wird Sieger bleiben?

Wir finden die Antwort auf diese Frage in dem interessanten, wenn auch über zehn Jahre alten Werke „Duer durch Afrika" von Bernen Lovett Cameron. Bei Gelegenheit seines Aufenthalts in dem heutigen „Deutsch-Ostafrika" südlich von Tabora an dem Ngombesee erzählt er eine „Jagdgeschichte", welche den trefflichsten Text zu unserem Bilde abgiebt. Sie lautet:

„Während meiner Streifereien bemerkte ich die Ueberreste eines Löwen, eines Büffels und eines Krokodils, die in einem Haufen zusammenlagen, und man erzählte mir über diesen seltsamen Anblick eine merkwürdige Geschichte. Als nämlich einst ein Büffel zur Tränke gekommen, da sei ein Löwe auf ihn geprüngt, beide seien in das Wasser gefallen und da von einem Krokodil ergriffen worden; dieses wurde wieder durch die konvulsischen Anstrengungen der beiden Thiere selbzig Fuß weit von dem Ufer geschleift, und da war dann das Trio in unlöslicher Vereinigung liegen geblieben."

So weit der berühmte Reisende Cameron. Und die Moral von der Geschichte? — Trau, schau, wem!

¹ Inhalt: Sonnenwende. Roman von Marie Bernbard (12. Fortsetzung). S. 789. — Das Schenkendorfsdenkmal zu Tilsit von Martin Engelle. Abbildung S. 789. — Kaiser Maximilians I. Rückkehr nach Gent. Bild. S. 792 und 793. — Die Kapliche Kommunitätsrepublik. Von Schmidt-Weigenfeld. S. 794. — Greches Reimmachen. Demoreste von Hans Arnold. S. 796. Mit Abbildungen S. 796, 797 u. 798. — Der Sprung im Glase. Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall (Schluß). S. 799. — Trau, schau, wem! Bild. S. 801. — Blätter und Blüten: Das Schenkendorfsdenkmal zu Tilsit. S. 804. — „Trau, schau, wem!" S. 804. (Zu dem Bilde S. 801.)